Willi-Bredel-Gesellschaft

Geschichtswerkstatt e.V.

Freibad Ohlsdorf

im Sommer 2015

im Herbst 2015

warum?

Rundbrief 2016 • 27. Jahrgang • 2,50 €

Inhalt

Editorial 3

Klaus Struck
Baugrube statt Freibad 4

Hans-Kai Möller
Nach 90 Jahren: Historisches Postamt Fuhlsbüttel abgerissen 8

Hans Matthaei
Kurze Freude – Langer Jammer 12

Herbert Schneider
Erinnern an Krieg, Faschismus und Widerstand 14

Hans Matthaei/René Senenko
Friedhof Ohlsdorf Umstrittene Kriegerehrung 19

Hans Matthaei
Kontroverse um den „Gedenkort Hannoverscher Bahnhof“ 23

Millicent Adjei/Holger Tilicki
Warum der Woermannsweg in Manga-Bell-Weg umbenannt werden sollte 27

Herbert Schneider
Bredel und Bartholomäus – Federhalter trifft Zeichenstift 33

Irmgard Krause, geb. Bartholomäus
Gedanken zu Willi Bredel 39

Hans-Kai Möller
Fehler, Mängel und Ungenauigkeiten: Willi Bredel im neuen Lexikon deutscher Spanienkämpfer 1936–1939 41

Karl Heinz Schulmeister
Arnold Zweig und Willi Bredel – eine Schriftstellerfreundschaft 46

Holger Tilicki
Das Auge der Bredels Exkursion nach Dresden 53

23. Fuhlsbüttler Filmtage: Ein Rückblick 57

Hans-Kai Möller
Gedanken zum Tode von Franz-Josef (Jupp) Peine 60

Ursula Suhling
Promotion mit 102 Jahren 70

Impressum 71

Das Freibad Ohlsdorf im Sommer und im Herbst 2015, Fotos: Harald Meyer, Klaus Struck. Collage: Klaus Struck.

Editorial

Die Redakteure dieses Rundbriefes hatten alle noch die Möglichkeit, Widerstandskämpfer gegen den Faschismus persönlich erleben zu dürfen. Einige von ihnen gehörten zu den Gründungsmitgliedern unseres Vereins. Sie prägten viele Jahre unsere Veranstaltungen durch ihre Berichte über den Alltag unterm Hakenkreuz und ihre grausamen Erlebnisse in Konzentrationslagern. Jetzt, wo es die Erlebnisgeneration kaum noch gibt, ändert sich zwangsläufig auch die Form des Gedenkens und Erinnerns. Nicht jeder konnte, wie unser Namensgeber Willi Bredel, der ja schon 1964 verstorben ist und nur wenigen von uns persönlich bekannt war, ein literarisches Zeugnis dieser Zeit hinterlassen.

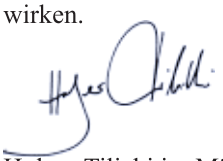
Den Skandal der späten Aufarbeitung des Faschismus kann man nicht ungeschehen machen, aber Forschungen, Publikationen, Gedenkstätten, Ausstellungen, Stolpersteine und neuerdings ein Deserteursdenkmal neben dem „Kriegsklotz“ am Dammtor, neue Namen für die nach Ärzten mit brauner Vergangenheit benannten Straßen in Langenhorn oder für die „Kriegerehrenallee“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof zeugen vom Erfolg antifaschistischen Engagements in den letzten Jahrzehnten, auch der Willi-Bredel-Gesellschaft.

Ein weiterer Skandal ist der noch spätere Beginn eines Gedenkens an die Opfer des Kolonialismus in unserer Gesellschaft. Hier ist bisher kaum etwas geschehen und es bedarf noch sehr viel Aufklärungsarbeit, um verständlich zu machen, worum es hier eigentlich geht. Vielen kommt die Forderung nach einer Umbenennung z.B. des Woermannsweg heute noch wie ein Angriff auf die glorreiche Erfolgsgeschichte der Hansestadt Hamburg vor.

Faschismus und Kolonialismus sind jedoch Teil der deutschen Geschichte, der wir uns nicht entziehen können und wie soll man sich eine immer mehr von Zuwanderung geprägte Gesellschaft vorstellen, wenn sich die „Ureinwohner“ mehr oder weniger gedankenlos gegenüber der eigenen Geschichte verhalten?

Hätten wir eine demokratische Gedenkkultur, wären dann wieder deutsche Soldaten im Kriegseinsatz und neokolonialistische Handelsbeziehungen Ursache für Armut und Unterdrückung in den Ländern des Südens? Würde es dann die erschreckend weit verbreitete rassistische Hetze gegen Migranten in unserem Land geben?

Die Beiträge in diesem Rundbrief und unsere Aktivitäten wollen die notwendigen Impulse geben, um die richtigen Schlüsse aus der deutschen Geschichte zu ziehen und mit guten Argumenten gegen Kriege und den Rechtsruck in unserem Land zu wirken.



Holger Tilicki im März 2016

Baugrube statt Freibad

Acht Jahre Kampf vieler engagierter Bürger, über 15.000 gesammelte Unterschriften für ein Bürgerbegehren 2009, ein mit 84,5 prozentiger Zustimmung gewonnener Bürgerentscheid und 2015 noch einmal über 6.000 Stimmen für eine Online-Petition konnten das Freibad Ohlsdorf nicht retten.

Alle Argumente prallten an unseren Bezirkspolitikern von SPD und Grünen ab wie Wasserperlen an einem frisch gewachsten Auto. Da die Baulobby-Vertreter und Ja-Sager im Bezirk Hamburg-Nord wussten, dass sie einen erneuten Bürgerentscheid verlieren würden, haben sie die Möglichkeit der viel gepriesenen direkten Demokratie mit einem neuerdings immer öfter angewandten Trick ausgeschaltet: Man hat sich eine „Senatsanweisung“ für den Freibad-Abriss besorgt und somit die eigene Entscheidungshoheit aufgegeben. Damit ignorierte auch der Hamburger Senat den Bürgerentscheid zum Erhalt des Freibades Ohlsdorf. Mit dieser "Senatsanweisung" wurden die ursprünglichen Pläne zum Teilverkauf der Badflächen und dem Neubau eines Hallenbades wieder in Gang gesetzt - trotz eines klaren "Nein" der Bürger. Hier half auch ein Antrag der Linken in der Bürgerschaft und eine emotionale Rede des Abgeordneten der Linken, Deniz Celik, nichts. Die Vertreterin der Bau-Lobby in der SPD, Dorothee Martin (hauptberuflich in der Geschäftsführung des Wohnungsbauunternehmens GAGFAH tätig), wiederholte die bekannten Argumente von Bäderland und betonte, wie wichtig doch für die wachsende Stadt der Bau von Wohnungen sei. Nun können sich die Lokalpolitiker hinter dem Senat verstecken, obwohl alle Fraktionen im Bezirk Hamburg-Nord mit Ausnahme der Lin-

Abriss des Freibades Ohlsdorf. Im Hintergrund das ehemalige Umkleidegebäude. Foto: Harald Meyer, November 2015.

ken die Abrisspläne von Verwaltung und Bäderland befürwortet haben.

Zur Erinnerung: Schon Anfang 2008 hatte bekanntlich Bäderland geplant, große Teile des Freibadgeländes zu verkaufen und die Erlöse zur Modernisierung des Hallenbades zu verwenden. Doch weil sich wenig später 41.000 Menschen im Bezirk Hamburg-Nord an einem Bürgerentscheid der Initiative „Rettet das Freibad Ohlsdorf“ beteiligten und 35.000 von ihnen das Projekt ablehnten, wurden Verkauf und Umbau vorerst gestoppt.

Anfang 2014 wurde nach dem Abbruch der jahrelangen Gespräche zwischen Bäderland, der Bezirksverwaltung und der Initiative die Auseinandersetzung zwischen Freibadbefürwortern und -gegnern kompromisslos ausgefochten: Klage des Hallenbad-Architekten gegen die Initiative wegen Urheberrechtsverletzung bei der Verwendung einer Bauskizze in einem Flyer, von Seiten der Initiative die Einleitung einer online-Petition und die Durchführung einer umfangreichen Veranstaltungsreihe zur Rettung des Freibades. Dann ging es im Herbst 2015 nach einem Machtwort des Ersten Bürgermeisters und der „Senatsanweisung“ ganz schnell. In einer Sitzung des Regionalausschusses am 15.9.2015 im bislang noch nicht abgerissenen Ortsamt Fuhlsbüttel präsentierte Bäderland die Pläne des geplanten Hallenbadneubaus. Anschließend wurde der Abriss des Freibades mit den Stimmen aller Fraktionen außer der Linken abgenickt.

In der vorangegangenen Aussprache, in der sich auch Bürger äußern und Fragen stellen durften, zeigte sich, dass viele Abgeordnete sich immer noch nicht ernsthaft mit dem Thema beschäftigt hatten: So fragte der Abgeordnete der Grünen, Thorsten Schmidt, ob denn für den Neubau auch Bäume gefällt werden müssten. Hätte er nur einen Blick auf die Pläne des Architekten geworfen, die es in verschiedenen Varianten ja bereits seit Jahren gibt, hätte er gewusst, dass zur Umsetzung des Vorhabens mindestens 15 alte Eichen und Buchen für den Wohnungsbau abgeholzt werden müssen und inzwischen auch abgeholzt sind. Wie kann man von solchen Abgeordneten erwarten, dass sie Politik im Sinne der Bürger machen? Dies zeigt wieder einmal: Nicht die Bürger entscheiden, wie ihre Stadt aussehen soll, sondern die Politik überlässt es den Investoren, die Ausgestaltung der Bebauungspläne zu bestimmen. Die Bezirksämter übernehmen diese fertigen Planungen und stellen sie zusammen mit den Bezirksversammlungen den staunenden Bürgern in den sogenannten „öffentlichen Plandiskussionen“ vor. Einwendungen der Bürger werden nicht ernst genommen und als „Partikularinteressen“ vom Tisch gewischt.

Nachdem der Abriss genehmigt war, ließ Bäderland keinen Zweifel an der Umsetzung und begann umgehend mit den Vorbereitungsmaßnahmen. Als im Oktober 2015 die Bagger anrückten und als erstes die Rutschen und Sprungtürme in die Becken stießen, war auch dem letzten Hoffenden klar, dass wir 2015 die letzte Freibadsaison in Ohlsdorf erlebt hatten. Für April 2016 ist der Abriss des alten Umkleidegebäudes geplant. Es werden erst mal Fakten geschaffen, obwohl es noch keine Neubaugenehmigung gibt und selbst Bäderland nicht an einen Baubeginn vor 2017 glaubt.

Kommentar

Als bekennender Freibäder-Fan bin ich natürlich besonders traurig, dass es das Ohlsdorfer Bad nicht mehr gibt. Schon mein Schwiegervater ging hier regelmäßig schwimmen (er kam in den 30er Jahren immer zu Fuß aus Eimsbüttel), ich beobachtete in den 60er/70er Jahren die Rocker und meine Kinder wuchsen in den 90er Jahren dort zu Jugendlichen heran. Ich brauche keinen superteuren Wellnesstempel mit Saunalandschaft, Whirlpool und Wohlfühlwelt wie das von Bäderland in Januar 2016 eröffnete Kaifu-Solebad mit einem Eintrittspreis von 21 Euro, sondern ein bis zwei schöne große Becken, in denen man auch einmal seine Bahnen ziehen kann, Sprungturm, Rutsche, Rasen drum herum und einen Imbiss mit Pommes und Würstchen. Genauso wie es in Ohlsdorf war. Das mag man vorgestrig finden. Coole Großstädter dürfen die Nase rümpfen über so etwas Altmodisches wie Freibäder. Ja, es mag Argumente geben, warum Hamburg, das reiche Hamburg, das bereits jetzt, auf die Einwohnerzahl bezogen, die wenigsten Freibäder in der BRD hat, möglichst alle Freibäder schließen sollte. Aber es gibt aus meiner Sicht viele Gründe, warum das Gegenteil besser wäre.

Nur wenige kollektive Erinnerungen einen die Generationen. Eine ist die Erinnerung an endlose Sommer im Schwimmbad. Wer von uns ist als Halbwüchsiger nicht nach der Schule ins Freibad geeilt, hat sein Handtuch ausgerollt und das Leben genossen? Hier wurden Freundschaften wie Liebschaften geschlossen und wieder beendet, das Wasser machte uns unbeschwert, hier verrann die Zeit und erst als es dämmerte, packten wir unsere nassen Sachen.

Für viele Altersgruppen und gerade sozial Schwächere bleibt das Freibad noch immer Zielort, der einzige Sommer-Badeort. Nord- und Ostsee mögen nah sein, sie sind aber eben nicht für alle er-

Wüstenei statt Freibad – Baugelände für Wohnblocks, im Hintergrund Marienkirche und ehemalige Umkleidegebäude. Foto: Holger Tilicki, März 2016.

reichbar – schon gar nicht für die vielen Neubürger, die wir integrieren wollen. In den 70er-Jahren gehörten Schwimmbäder noch zur sozialen Grundversorgung, heute haben sie eine Lobby wie Trachtengruppen oder Briefmarkensammler. Wie wir selbst erlebt haben, reicht Bürgerengagement zum Erhalt der Freibäder nicht aus. Ob es daran liegen kann, dass unsere Politiker längst Jahresmitgliedschaften in teuren Fitnessclubs haben? Vielleicht sogar gratis?

Warum werden Schwimmbäder eigentlich sofort auf ihre Kosten reduziert, in einer Stadt, die sonst mit ganz anderen Summen hantiert? Ohne Achselzucken werden Milliarden Euro für die Rettung der HSH-Nordbank ausgeben, die Elbphilharmonie liegt aktuell bei 789 Millionen Euro plus pro Jahr sechs Millionen Zuschuss für den Betrieb und das Schauspielhaus hat gerade einen Nachschlag in Höhe von vier Millionen Euro für den Umbau bekommen. Mir geht es nicht darum, Sport gegen Kultur auszuspielen. Aber die Frage darf gestellt werden, warum in der „Sportstadt Hamburg“ ausgerechnet die Breitensporteinrichtungen so schnell unter Finanzierungsvorbehalt gestellt werden.

Die DLRG fordert angesichts steigender Zahlen von Badetoten seit langem mehr Frei- und Hallenbäder, denn Bäder sind die Schule der Schwimmer, sie sind notwendige Infrastruktur, sie gehören zur Grundversorgung – dafür zahlen wir Steuern. Dank der schönen Lage an der Alster und dem direkten Anschluss an U- und S-Bahn spricht alles für den Bau eines echten Sport- und Familienbades mit Hallen- und Freibad statt eines Hallenbades mit „Schiebetür“. Die Besucherzahlen liegen mit etwa 200.000 Badegästen trotz zwanzigjähriger Vernachlässigung schon jetzt im oberen Bereich der Besucherzahlen Hamburger Bäder - ein mit den Bürgern abgestimmtes Konzept würde sich also auch für Bäderland rechnen.

Klaus Struck

Lesetipp

Bei der Willi-Bredel-Gesellschaft erhältlich:
Hans Matthaei, Jörg Schilling: Freibad Ohlsdorf, Hamburger Bauheft Nr. 13, Hamburg 2016. Preis: 8,00 Euro

Nach 90 Jahren: Historisches Postamt Fuhlsbüttel abgerissen

Fuhlsbüttel, ein Hamburgisches Dorf an der Alster, das erst zum Vorort und dann zum Stadtteil der Großstadt wurde, blieb im Zweiten Weltkrieg von Bombenangriffen und anderen Kriegszerstörungen fast vollständig verschont. In Baulücken und auf einigen unbebauten Grundstücken entstand in der Nachkriegszeit eine übersichtliche Anzahl von Neubauten. Der schöne Altbaubestand, der hauptsächlich Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden war, wurde zumeist gut gepflegt und erhalten. Das änderte sich massiv ab Mitte der neunziger Jahre. Nun begann der Abrissbagger zu dominieren und viele den Stadtteil prägende Bauwerke verschwanden und wurden zumeist durch gesichtslose Neubauten in Klotzarchitektur „ersetzt". Einige dieser abgerissenen Bauwerke, die Fuhlsbüttel über Jahrzehnte prägten, sollen hier zumindest noch einmal erwähnt werden. Im Anmerkungsteil wird auf Hintergrundliteratur verwiesen. Das Abrissjahr steht in Klammern:

- Traditionsgaststätte „Schloß Erdkamp", Erdkampsweg, (1996)[1]
- Fünf Gefängnisbeamtenhäuser, errichtet 1906, Maienweg, (1996)[2]

Postamt Fuhlsbüttel, Heschredder 7, eröffnet am 29.9.1925, 1926. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

- Zahlreiche Villen, „Kaffeemühlen" und Mehrfamilienhäuser, u. a. im Fuhlsbütteler Damm, Erdkampsweg, Maienweg und Wellingsbütteler Landstraße
- Ehemaliger Kutscherkrug, Alsterkrugchaussee 459, erbaut 1767, (2001)[3]
- Verwaltungsgebäude des Flughafens, errichtet 1929, (2001)[4]
- Fuhlbütteler Schleuse, seit 1925 in Betrieb, (2011)[5]
- Wärterhaussiedlung der Korrektionsanstalt, Maienweg und Am Weißenberge, erbaut um 1875, (2013)[6]

- Sommerbad Ohlsdorf, 1927 bzw. 1964 erbaut, (2015)[7]

Schon einige Monate früher als das Freibad Ohlsdorf wurde ein öffentliches Gebäude abgerissen, das über 90 Jahre lang das Gesicht des Stadtteils prägte und fast alle Fuhlsbütteler nutzten. Die Rede ist vom ehemaligen Postamt 63, Heschredder 7. Besonders markant war die leicht konkav gebogene Front des eindrucksvollen, aber eher schlichten Gebäudes, in dem Generationen von Fuhlsbütteler Schülern aus den benachbarten Schulen Ratsmühlendamm und Eschenweg ihr erstes Postsparbuch einrichteten. Der Eingang und auch der Schalterraum waren sehr aufwendig und liebevoll gestaltet, wie historische Fotos belegen. Durch zahlreiche Umbauten blieb davon aber nach dem Krieg nicht mehr viel übrig. Warum hat man dieses architektonisch gelungene, vollkommen intakte Gebäude nun abgerissen?

Eingangstür des Postamtes Fuhlsbüttel vom Schalterraum aus gesehen, 1926. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

Es wurde wie so viele Postämter ein Opfer der Privatisierung der Post. Die Deutsche Post AG hatte danach nichts Besseres zu tun als alle eigenen Postfilialen (Postämter) bis 2011 zu schließen. Die Hoffnung, dass für den Standort Heschredder, der zu den 850 Postbank-Finanzcentern gehörte, die sowohl Finanzprodukte als auch Brief- und Paketdienste anboten, eine Ausnahmeregelung vereinbart werden würde, erfüllte sich trotz einiger Proteste gegen die Schließung leider nicht. Ab dem 14.6.2010 stellte das Postamt nach 85 Jahren endgültig seinen Betrieb ein. Als Ersatz wurden den „lieben Postkunden“ zwei Postagenturen angeboten. Die eine im Erdkampsweg erwies sich als viel zu klein. Sie wurde deshalb nach knapp zwei Jahren geschlossen und durch eine neue Agentur in einer Videothek ersetzt. Eine weitere Agentur war bereits nach der Schließung des Postamtes in einem Flachbau gegenüber von Philips Medizin Systeme in der Röntgenstraße eröffnet worden. Dort bietet man Postdienste u. a. zusammen mit Brötchen, Kuchen, Kaffee und anderen Getränken an. Ein ähnliches Geschäftsmodell hatte man im Postamt Fuhlsbüttel nach der Privatisierung auch schon für einige Zeit praktiziert. Es fungierte quasi als Filiale des

Büromaterialanbieters McPaper. Einige Fuhlsbütteler sprachen damals nicht zu Unrecht von „McPost“. Mittlerweile sind wir also wieder auf dem Niveau von November 1879 angelangt. Damals bekam das Dorf nämlich seine erste Postagentur. Sie war in der Gastwirtschaft von Wilhelm Hinze untergebracht. Erst 1898 eröffnete die Reichspost in Fuhlsbüttel ein richtiges eigenständiges Postamt im Fuhlsbütteler Damm 116.[8] Überraschend und erfreulich: Das Gebäude existiert noch heute.

Das erste baulich eigenständige Postamt im Dorf Fuhlsbüttel, Fuhlsbütteler Damm 116, mit seinen fünf Postbeamten, um 1898. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

Nun aber wieder zu den Folgen der Privatisierung. Es wurden nicht nur Briefkästen abgebaut und Leerungszeiten ausgedünnt, sondern auch im großen Stil Immobilien der Post verkauft, um möglichst hohe Dividenden zu erzielen. Nutznießer in Fuhlsbüttel ist die fränkische Immobilienfirma „Project“, die für ihre Immobilienfonds das Grundstück erwarb und dort nun 25 Eigentumswohnungen errichten lässt. Die kleinste Wohnung mit 78 qm, gibt es für schlappe 389.000 €.[9] Die Teuerste, 137 qm groß, soll das Doppelte kosten. Die vollmundig als „Ratsmühlencarré“ bezeichnete Wohnanlage wird mit ihrer 08-15-Architektur ein Fremdkörper in der weitgehend einheitlichen Reihenhausbebauung von Ratsmühlendamm und Heschredder sein.

Sie ist ein weiteres trauriges Beispiel dafür, dass es im Bezirk Hamburg-Nord keine die Besonderheiten eines Stadtteils berücksichtigende Stadtteilentwicklungspolitik mehr gibt. Jeder Investor kann das bauen, was er will. Diese neoliberale Politik wird leider von der Verwaltung des Bezirks und fast allen Parteien in der Bezirksversammlung mitgetragen. Städtebauliche, architektonische und soziale Gesichtspunkte finden kaum noch Berücksichtigung. Wenn wir uns nicht massiv gegen diese Entwicklung wehren, werden unsere Stadtteile vollkommen ihre Identität und ihr typisches Profil verlieren und wir werden alle in „Klotzhausen“ wohnen.

Hans-Kai Möller

Das leer stehende Postgebäude. Auf dem Werbebanner (links) wird bereits für die 25 Eigentumswohnungen geworben, November 2014. Foto: Hans-Kai Möller.

Die Rundbriefe sind auf der Homepage der Bredel-Gesellschaft zu finden. Neuere Exemplare sind auch im Büro erhältlich oder können bestellt werden:

1 Hans-Kai Möller: Hier sprach Teddy Thälmann schon 1918, Traditionsgaststätte „Schloß Erdkamp“ plattgemacht, in: Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft-Geschichtswerkstatt e. V., Februar 1997, 8. Jg., S. 15/16.

2 Hans-Kai Möller: Abriss als „Vergangenheitsbewältigung“, in: Rundbrief 1997, S.13-15.

3 Michael Schöpzinsky: Ein Symbol des Fortschritts weicht dem Fortschritt, in: Rundbrief 2002, 13. Jg., S. 5-8.

4 Hans-Kai Möller: Ältestes Haus Fuhlsbüttels für Büros geopfert, in: Rundbrief 2002, S. 9-13.

5 Sven Bardua: Schleuse Fuhlsbüttel vom Abriss bedroht, in: Rundbrief 2010, 21. Jg., S. 39-43 und Hans-Kai Möller: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten…“, Zum Abriss der Fuhlsbütteler Schleuse, in: Rundbrief 2012, 23. Jg., S.13-18.

6 Hans-Kai Möller: Denkmalschutz, nein danke: Älteste Wärterhaussiedlung vom Abriss bedroht!, in: Rundbrief 2013, 24. Jg., S. 17-24.

7 Rundbrief 2009, 20. Jg., S. 4-18. In diesem Heft befinden sich fünf Artikel zur Geschichte und Gegenwart der Ohlsdorfer Badeanstalten, und: Hans Matthaei: Freibad Ohlsdorf, Pack die Badehose ein…, in: Rundbrief 2015, 26. Jg., S.14-16.

8 Manfred Sengelmann: Hamburg-Fuhlsbüttel, Dorfplatz-Straßen-Handel-Feste, Erfurt 2012, S. 88.

9 Hamburger Abendblatt, 13./14.12.2014.

Kurze Freude – Langer Jammer

Nach jahrelangen Bemühungen der Geschichtswerkstatt Barmbek und der Bredel-Gesellschaft wurden die zehn Landarbeiterwohnungen an der Hebebrandstraße 8, der „Lange Jammer“, am 15. Mai 2015 unter Denkmalschutz gestellt. Zu diesem Erfolg haben auch die Gruppe der Piraten-Partei in der Bezirksversammlung Hamburg-Nord und der SPD-Bürgerschaftsabgeordnete und Historiker Dr. Sven Tode sowie eine umfangreiche Berichterstattung des Wochenblatts beigetragen. Ein mühsam erkämpfter Erfolg also, aber bereits Ende des Jahres stellte der Asklepios-Konzern einen Antrag auf einen Bauvorbescheid, um ausgerechnet auf diesem Grundstück einen Medizin-Campus und ein Wohnheim für Auszubildende zu bauen.

Unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandelt die Stadt schon seit Jahren mit Asklepios, um den Klinikkonzern zu einer Investition in Barmbek zu animieren – immerhin geht es angeblich um etwa 50 Millionen Euro. Bereits 2014 hatte Asklepios den Projektentwickler ECE mit einer Machbarkeitsstudie beauftragt. Mitten in diese Verhandlungen platze dann die Unterschutzstellung der Landarbeiterhäuser. Das Hamburger Abendblatt titelte am 17. Juni 2015: „Kleine Häuschen blockieren große Pläne“, Bezirksamtsleiter Harald Rösler und Asklepios reagierten genervt, weil sie befürchteten, dass ihre Abrisspläne durchkreuzt werden.

Die beiden Reihenhauszeilen mit je fünf kleinen Wohnungen und großen Gärten zur Eigenversorgung stehen bereits seit über 100 Jahren nordöstlich des AK Barmbek an der Kreuzung Hebebrandstraße/Fuhlsbüttler Straße. Es handelt sich um eine homogene Siedlungszeile mit verputzten, eingeschossigen Häusern mit Satteldächern und Sprossenfenstern. Maurermeister Gruppe hatte sie 1904 als sogenannte „Unterhäuser“ ohne Bäder und Warmwasserversorgung für kleine Leute bauen lassen. Ursprünglich bestanden die einzelnen Wohnungen aus vier kleinen Räumen im Erdgeschoss (Diele, Küche, zwei Zimmer) mit einer Gesamtfläche von etwa vierzig Quadratmetern. Aus der Küche ging eine Tür in den Hof, wo sich das Klohäuschen befand, und eine Treppe zum Dachboden. Erst 1955 wurden in allen Wohnungen Toiletten in einen mit Leichtbauwänden von den Dielen abgeteilten Raum eingebaut. Fast alle Mieter bauten die Dachböden aus, wodurch die Wohnfläche auf etwa siebzig Quadratmeter anstieg, allerdings wurden keine Dachgauben genehmigt.

Das Denkmalschutzamt misst der Häuserzeile eine hohe stadt-, sozial- und baugeschichtliche Bedeutung zu, weil dieser im 19. Jahrhundert weit verbreitete Häusertyp in Hamburg nur noch in seltenen Fällen erhalten geblieben ist. Die Häuser sind das letzte bauliche Zeugnis der dörflichen Vergangenheit von Barmbek; bis 1913 gehörte das Grundstück allerdings zu Alsterdorf und wurde von der Landherrschaft der Geestlande verwaltet. Erfreulicherweise sind die entscheidenden Merkmale die-

ses ländlichen Haustyps im „Langen Jammer“ weitgehend erhalten geblieben. Zu diesen Erkenntnissen ist das Denkmalschutzamt allerdings reichlich spät gekommen: Im gültigen Bebauungsplan Barmbek-Nord 13 vom 9. Juni 2006 war nämlich der Erhalt der Landarbeiterhäuser nicht vorgesehen. In der Begründung zum Bebauungsplan ist lediglich von „zwei kleinen eingeschossigen behelfsmäßigen Reihenauszeilen“ die Rede.

Die Häuserzeile der Landarbeiterwohnungen an der Hebebrandstraße um 1990. Foto: Manfred Stern, Geschichtswerkstatt Barmbek.

Die beiden Reihenhauszeilen befinden sich im Eigentum des Landesbetriebes Immobilienmanagement und Grundvermögen (LIG) und werden von der SAGA mehr schlecht als recht verwaltet. Derzeit stehen sechs der zehn Wohnungen leer, weil die SAGA seit 2001 nicht neu vermietet. Durch den langen Leerstand ist ein hoher Sanierungsbedarf entstanden, der jetzt als Argument für den Abriss herhalten muss. Die Finanzbehörde hält eine Sanierung für „wirtschaftlich unzumutbar“ und will offensichtlich so das im § 9 Denkmalschutzgesetz vorgesehene Schlupfloch eines Abrisses im „überwiegend öffentlichen Interesse“ nutzen.

Einerseits sprechen Verwaltung und Politik in Hamburg ständig von der großen Bedeutung des Sozialraumes, anderseits werden in Hamburg-Nord laufend viele für ein Stadtteilbewusstsein identitätsstiftende historische Bauwerke abgerissen. Die Liste der vergangenen Jahre ist lang: In Klein Borstel wurde der Hof von Bauer Wagner an der Wellingsbütteler Landstraße trotz Denkmalschutz bis zur Unkenntlichkeit verhunzt. In Fuhlsbüttel wurden 2013 sechs Doppelhäuser mit kleinen Stallanbauten für die Wärter der Korrektionsanstalt dem Erdboden gleich gemacht. Diese schon um 1875 entstandenen Häuser waren die letzten steinernen Zeitzeugen, die an das Thema Landwirtschaft im Gebiet der noch nicht kanalisierten Alster erinnerten. Da diese erhaltenswerten Gebäude unwiederbringlich verloren gegangen sind, ist es umso wichtiger, dass wenigstens der „Lange Jammer“ weiterhin an die ursprünglich agrarische Vergangenheit der Dörfer Barmbek, Alsterdorf und Fuhlsbüttel erinnert.

Die Lebensqualität in den Quartieren sinkt zusehends, weil historische Relikte, die an die ländliche oder industrielle Geschichte in Hamburgs Norden erinnerten, dem Wahn von der „wachsenden Stadt“ und damit den Interessen der Investoren und Spekulanten geopfert werden.

Hans Matthaei

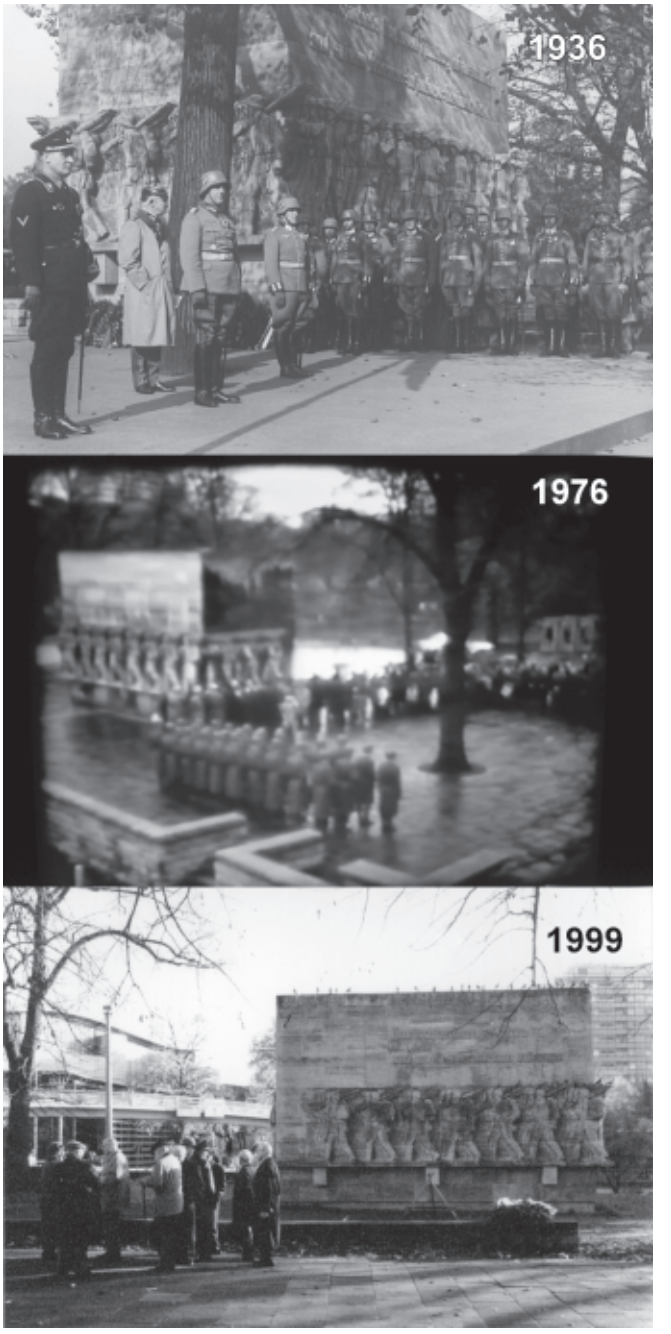
Erinnern an Krieg, Faschismus und Widerstand

Im trüben Monat November, dessen gedenkpolitischer Höhepunkt der Volkstrauertag ist, fanden 2015 zwei wichtige Veranstaltungen statt, die ein deutliches Zeichen gegen dieses reaktionäre Gedenkritual setzten.

Erinnerungspolitische Tagung der Geschichtswerkstätten

Am 7. November 2015 veranstalteten die Hamburger Geschichtswerkstätten in der Barmbeker „Zinnschmelze“ die Tagung „Gedenken neu denken! Erinnerungsorte und -rituale auf dem Prüfstand“. Zehn Referenten und sieben Teilnehmer an einer Podiumsdiskussion zogen gemeinsam mit etwa achtzig Teilnehmern eine Bilanz der aktuellen gedenkpolitischen Diskussionen und suchten nach Perspektiven für die Weiterentwicklung einer zeitgemäßen Erinnerungsarbeit. Zu Beginn wurde ein Grußwort der Bürgerschaftspräsidentin Carola Veit verlesen. Themenschwerpunkte bildeten die Kriegerdenkmäler und Soldatenfriedhöfe, das Gedenken an die Opfer der Wehrmachtsjustiz, die ehemaligen Kasernen an der Bundesstraße sowie nach NS-Tätern benannte Straßen.

Im Einführungsreferat machte Ulrich Hentschel (Pastor i.R.) deutlich, dass sich in punkto Erinnerungspolitik in Hamburg in den letzten Jahren zwar einiges bewegt habe, dass aber auch viel liegen geblieben sei. Die nachfolgenden Referate belegten diese These überzeugend. Dr. Magnus Koch zeichnete die Geschichte des Erinnerns an die Opfer der NS-Militärjustiz in Deutschland nach. Lars Skowronski fasste seine Recherchen zu NS-Opfern auf dem Soldatenfriedhof Ohlsdorf zusammen, die die Grundlage für eine Umgestaltung des dortigen „Kriegstempels“ bilden werden. Hans Matthaei zeigte anhand von Fotos, welche gedenkpolitischen Veränderungen auf dem Friedhof Ohlsdorf durch öffentlichen Druck in den letzten Monaten erreicht wurden. In den Medien fand insbesondere die Tilgung des Straßennamens „Kriegerehrenallee“ Resonanz. Detlef Hartmann vom Bramfelder „Arbeitskreis Denk-Mal“ schilderte den Hindernislauf auf dem Weg zur Umgestaltung des Kriegerdenkmals in Bramfeld. René Senenko machte darauf aufmerksam, dass in der Hansestadt kaum an die Hamburger Spanienkämpfer, die 999er Strafsoldaten und den Arbeiterwiderstand insgesamt erinnert werde. Gerade deren antifaschistische Haltung und



Dreimal Kriegsklotz, drei Epochen: 1936 Einweihung des Denkmals; 1976 Ehrung der Bundeswehr; 1999 Volkstrauertag.Bildnachweis: Staatsarchiv Hamburg; Szenenbild aus dem Film von Dr. Hans Walden: „76 – Informationen zu einem Denkmal“ (1978); Foto: Holger Tilicki

konsequentes Handeln gelte es zu würdigen, um auch heute das Engagement gegen Krieg, Rassismus und Neonazismus zu fördern.

Dr. Rita Bake und Dr. Brigitta Huhnke widmeten sich Straßennamen, die noch immer nach Menschen benannt sind, die zwar zum Teil Verdienste erworben hätten, aber auch dem Nationalsozialismus nahe standen. So zerpflückte Brigitta Huhnke den Mythos um den Architekten Fritz Höger, nach dem in Hammerbrook der Högerdamm benannt ist. Dieser in Hamburg hochgeehrte Baumeister bot bereits vor 1933 Adolph Hitler seine Dienste an. Dr. Carola Ensslen von der Projektgruppe »Ehemalige Kasernen an der Bundesstraße« (Galerie Morgenland) beklagte die fehlende öffentliche Unterstützung für den Erhalt der letzten Kasernenrelikte. Dem Projekt geht es keineswegs nur um lokale Militärgeschichte. So wurden bei der Erstürmung der Kasernen am 5. und 6. November 1918 viele revolutionäre Soldaten und Arbeiter vor den Kasernen verletzt und einige erschossen. 1942/43 sammelte die Wehrmacht die bis dahin als „wehrunwürdig“ eingestuften Antifaschisten in dieser Kaserne, um sie als 999er-Strafsoldaten vom Hannoverschen Bahnhof zu deportieren. Einen ganzen Katalog von vernachlässigten Themen der Erinnerungskultur machte Michael Joho (Geschichtswerkstatt St. Georg) auf. Zwar gerieten die Schwerpunkte der Tagung etwas aus dem Blick, regten aber andererseits einige Tagungsbesucher zu Ergänzungen an.

Die kontrovers diskutierten Themen und kritischen Beiträge konnten auch auf die abschließende Podiumsdiskussion nicht ohne Einfluss bleiben. Fast alle Bürgerschaftsfraktionen hatten Vertreter geschickt: Dr. Sven Tode/SPD, Dietrich Wersich/CDU, Norbert Hackbusch/Linke – die Grünen hatten aus Termingründen abgesagt, dafür aber eine Grußbotschaft geschickt. Auch Georg Chodinski (VVN-BdA), Detlef Garbe (KZ-Gedenkstätte Neuengamme), Ulrich Hentschel sowie und Reinhard Soltau (Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge) saßen mit auf dem Podium. Der Moderator Alexander Weil hatte bei dieser Konstellation mitunter keinen leichten Stand, zumal der begrenzte Zeitrahmen wenig Raum ließ, auf alle Fragen aus dem Publikum einzugehen. Zum Beispiel auf Fragen nach dem Konzept des „Gedenkortes Hannoverscher Bahnhof“ oder zur „Gedenkstätte Ernst Thälmann“. Letztere sei zwar, wie Uwe Scheer vom Freundeskreis der Gedenkstätte betonte, das einzige Museum und Archiv zur Hamburger Arbeiterbewegung, erhielte aber noch immer keine finanzielle Unterstützung von der Stadt. Offene Fragen also und viele Anstöße. Eine bessere Einstimmung auf die Einweihung des Deserteursdenkmals zwei Wochen nach der Tagung konnte es nicht geben.

Das Deserteursdenkmal

Am 24. November wurde am Stephansplatz ein „Gedenkort für Deserteure und andere Opfer der NS-Militärjustiz“ mit einer Ansprache des Ersten Bürgermeisters feierlich der Öffentlich-

keit übergeben. Er liegt zwischen dem nach einem Entwurf von Richard Kuöhl 1936 in Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges errichteten 76er Kriegerdenkmal, im Volksmund „Kriegsklotz“ genannt, und der 1986 von Alfred Hrdlicka geschaffenen unvollendeten Skulpturengruppe „Mahnmal gegen den Krieg“. Ludwig Baumann, einer der letzten noch lebenden Männer, die im Zweiten Weltkrieg aus der Wehrmacht desertierten, fand in seiner Rede bei aller Genugtuung über das neue Mahnmal kritische Töne und forderte eine aktive deutsche Friedenspolitik anstelle weltweiter Kriegseinsätze der Bundeswehr. Endlich gibt es jetzt auch in Hamburg einen Erinnerungsort für Antimilitarismus und Zivilcourage!

Ambivalenz im Bild. Während sich auch der Bürgermeister für den neuen Gedenkort feiern lässt, demonstrieren im Hintergrund Mitglieder des "Bündnisses für ein Hamburger Deserteursdenkmal" für ein "Asyl für Deserteure", 24.11.2015. Foto: Holger Tilicki

Der von dem Bildhauer Volker Lang entworfene transparente Baukörper besteht aus großen Buchstaben, die aus Helmut Heißenbüttels Zitatcollage „Deutschland 1944“ stammen. Im Innenraum sind Hörstationen installiert, an denen man sich den vollständigen Text von Heißenbüttel sowie biografische Angaben von 227 heute namentlich bekannten Hamburger Opfern der Wehrmachtsjustiz anhören kann – mit Blick auf den „Kriegsklotz“ und das Gegendenkmal von Hrdlicka.

Fünf Jahre lang hatte sich das „Bündnis für ein Deserteursdenkmal“ mit vielen ideenreichen Aktionen dafür engagiert, dass für diese Gruppe mutiger Kriegsgegner auch in Hamburg ein angemessener Gedenkort geschaffen wird – für Männer, die in konservativen Kreisen bis heute als feige und ehrlos gelten. Viele Menschen, die sich mit „unseren Soldaten“ identifizierten, nahmen erst in den letzten zwei Jahrzehnten allmählich zur Kenntnis, dass die Wehrmacht an vielen Kriegsverbrechen beteiligt und die Nazi-Militärjustiz im Zweiten Weltkrieg eine Blutjustiz war. Zu diesen sehr späten Einsichten haben die Wehrmachtsausstellung und die oft im Familienumfeld geführten privaten Recherchen für Stolpersteine beigetragen. So bleibt die Überzeugung, deutsche Solda-

ten hätten im zweiten Weltkrieg für die Verteidigung des Vaterlands gekämpft und man müsse sie deshalb ehren, nur noch in den Köpfen der Ewiggestrigen lebendig.

67 Jahre hat es gedauert, bis die Hamburger Bürgerschaft 2012 einen Beschluss zur Errichtung eines Deserteursdenkmals gefasst hat. Dabei hatten die Alliierten bereits 1946 im Nürnberger Prozess die Hauptkriegsverbrecher für das Planen und Führen eines Angriffskrieges sowie wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt. Die britische Besatzungsmacht hatte folgerichtig die Sprengung des „Kriegsklotzes“ angeordnet. Aber schnell hatten sich die restaurativen Kräfte neu gruppiert und schon wieder genügend Einfluss erlangt, um den Abriss zu verhindern. So konnte der „Kriegsklotz“ jahrzehntelang als Wallfahrtsort für alte und junge Krieger dienen. Hier fanden viele Jahre am Volkstrauertag Heldengedenkfeiern statt, getragen von den Honoratioren der Stadt, den Kriegerverbänden, dem bereits 1946 von den westlichen Besatzungsmächten nach dem Verbot durch die Alliierten wieder zugelassenen Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge und ab 1956 der Bundeswehr.

Erst 1997 hat auch der Deutsche Bundestag in einer Entschließung festgestellt, dass der Zweite Weltkrieg ein Angriffs- und Vernichtungskrieg war, „ein vom nationalsozialistischen Deutschland verschuldetes Verbrechen“. Diese späte Erkenntnis steht jetzt immerhin auf zwei kleinen Betonklötzen neben dem Kriegerdenkmal. Aber noch immer spiegelt der optische Eindruck des „Gedenkparks“ das politische Kräfteverhältnis in Hamburg allein bei einem Größenvergleich wider. Der wuchtige „Kriegsklotz“ von mit dem weithin sichtbaren Relief marschierender Soldaten und der Inschrift „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen“ erdrückt die beiden vergleichsweise filigranen Gegendenkmäler. In zwei Anläufen 1985/86 und 2015 hat es also die Friedensbewegung nicht geschafft, das Kriegerdenkmal nachhaltig umzugestalten. Warum wurde nicht die einfache Idee von René Senenko umgesetzt, auf jeder Seite einen stilisierten Soldaten ohne Gewehr in die Gegenrichtung marschieren zu lassen. Diese gestalterische Botschaft wäre für jeden Betrachter auch ohne Worte verständlich und hätte nur einen Bruchteil der für den Wettbewerb und das Denkmal von der Stadt Hamburg bewilligten 730.000 Euro gekostet. Immerhin konnte ein Teilerfolg erzielt werden. Jetzt gilt es, das Deserteursdenkmal und auch die acht Orte, an denen Tafeln zur Erinnerung an die Opfer der Wehrmachtsjustiz aufgestellt werden, für politische Aktionen zu nutzen.

Die späte Einsicht in den Charakter des Zweiten Weltkrieges hindert jedoch Vertreter von Senat und Bürgerschaft nicht daran, weiterhin alljährlich am Volkstrauertag den Soldaten des Vernichtungskrieges Kränze zu spenden. Auf dem Senatsempfang in der Staatoper anlässlich der Denkmalseinweihung übte René Senenko als Sprecher vom „Bündnis für ein Deserteursdenkmal“ Kritik an den tradierten staatlichen Gedenkritualen am Volkstrauertag: „Niemand wird etwas gegen private Trauer um getötete Angehörige in Uniform haben, aber Kränze des Senats?“ Der Volkstrauertag sei ein Feiertag des gesellschaftlichen Vergessens und Verdrängens. All jene Gedenk-

veranstaltungen, die an diesem Tag den wirklichen Opfern des Faschismus gewidmet sind, seien am 8. Mai, dem Tag der Befreiung, weit besser aufgehoben. Er forderte in seiner Rede, neben den Deserteuren endlich auch die Hamburger Spanienkämpfer, die politischen 999er-Strafsoldaten und den antifaschistischen Arbeiterwiderstand insgesamt angemessen zu würdigen.

Weil dem „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ allmählich die Argumente und Mitglieder abhandenkommen, will er sich nun erstmals ein Leitbild geben. Im Entwurf bekennt er sich ausdrücklich zur erwähnten Bundestagsentschließung. Ob das etwas an seiner Praxis, an die „Gefallenen“ zu erinnern, ändern wird, soll sich zeigen. Was wird, wenn die Zahl der toten Bundeswehrsoldaten bei den „Auslandseinsätzen“ steigt? Bleibt der Volksbund – in dessen Schriften das Wort „Versöhnung“ nicht eben selten vorkommt, eine Nachsorgekompanie der Bundeswehr oder sehen wir künftig seine Mitglieder auch bei Antikriegsdemonstrationen wieder?

Zu erwähnen bleibt, dass sowohl an der Schaffung des Deserteursdenkmals als auch an der Vorbereitung der Geschichtswerkstättentagung die Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt keine geringen Anteile hatte. Das Deserteursdenkmal ist ein Pflock im Boden der hart umkämpften Erinnerungspolitik. Das Holz für weitere Pflöcke wartet bereits: So wird es im Rahmen der Antifaschistischen Hafentage am 29. Mai 2016 am Deserteursdenkmal eine Ehrung für jene aus Hamburg stammenden Spanienkämpfer geben, die für die Spanische Republik im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben gelassen haben.

Herbert Schneider

Hinweis

Die Dokumentation zur Tagung mit dem Programm, den Grußworten, den Impulsreferaten und den Pressebeiträgen können unter willi@bredelgesellschaft.de oder www.hamburger-geschichtswerkstaetten.de abrufen werden.

Friedhof Ohlsdorf

Umstrittene Kriegerehrung

Der Ohlsdorfer Friedhof soll in den nächsten Jahren mit drei Millionen Euro im Rahmen des Projektes „Ohlsdorf 2050“ durch „neue Erholungsformen“ den Charakter eines öffentlichen Parks erhalten. Aber natürlich bleibt er weiterhin ein Ort der Trauer und des Gedenkens. Die Grabanlage „Deutsche Soldatengräber“, in der rund 2.500 Soldaten des Ersten Weltkrieges und etwa 2.000 Soldaten des Zweiten Weltkrieges bestattet sind, steht seit Jahren im Mittelpunkt einer Kontroverse über eine zeitgemäße Form der Gedenkkultur.

Bereits 1992 Jahren hatte die Bredel-Gesellschaft mit dem Buch „Friedhof Ohlsdorf – Auf den Spuren von Naziherrschaft und Widerstand“ von Herbert Diercks auf den skandalösen Umstand hingewiesen, dass auf diesem Grabfeld auch zahlreiche Opfer des Faschismus bestattet sind. Ohne besondere Kennzeichnung liegen hier Gräber von Wehrmachtssoldaten neben ihren potentiellen Opfern: ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen jüdischer Herkunft, KZ-Häftlingen, verhungerten Säuglingen von Zwangsarbeiterinnen, exekutierten Wehrmachtsdeserteuren und Zwangsarbeitern. Zurzeit wird mit finanzieller Unterstützung der „Landeszentrale für politische Bildung“ wissenschaftlich untersucht, um welche Einzelschicksale es sich handelt.

Möglich wurde die Vermischung von Tätern und Opfern durch das Gräbergesetz von 1952. Nach Gründung der BRD und dem Stopp der Entnazifizierung wurden in der Adenauerzeit die Verbrechen der Wehrmacht tabuisiert, um eine gesellschaftliche Mehrheit für die sieben Jahre nach Kriegsende noch unpopuläre „Wiederbewaffnung“ Westdeutschlands zu erlangen. Unter dem Vorwand, auch Opfern der NS-Herrschaft ein Liegerecht auf Friedhofsdauer zu gewähren, wurden sie in Anwendung des neuen Gräbergesetzes einfach aus ihren ursprünglichen Gräbern auf die Grabanlage „Deutsche Soldatengräber“ umgebettet. Das sparte nicht nur Kosten, sondern ermöglicht bis heute eine undifferenzierte Ehrung von „Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“.

Kranz der Stadt Hamburg am „Kriegstempel“, Volkstrauertag 2015. Foto: René Senenko.

Dem Zeitgeist entsprechend sponserte der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ dem Friedhof gleich noch ein Kriegerdenkmal im Zentrum der Anlage, das am 27. September 1953 eingeweiht wurde. Der vier Meter hohe Rundtempel an der Linnestraße ist mit dem Logo des Volksbundes und der eisernen Aufschrift „Zum Gedenken an die im Weltkriege 1939–1945 gefallenen Soldaten“ geschmückt. Die Inschrift beschwört den Opfermythos mit den Wor-

Kriegsgräberfürsorge

Mitteilungen und Berichte vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge E.V.

Heft 7 Juli 1934 14. Jahrgang

Der Führer auf der Dresdener Ausstellung des Volksbundes

Bundesführer Dr. Eulen zeigt dem Führer Plan und Modell der deutschen Kriegsgräberstätte Haubourdin bei Lille; links Architekt Tischler, rechts Reichsunterrichtsminister Dr. Rust.

Titelbild der Mitgliederzeitung v.r.n.l. Robert Tischler, Adolf Hitler, Dr. Eulen, Juli 1934. Foto: Archiv Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

ten „1939 / Sonne und Sterne seht Ihr nicht mehr, Ihr Geopferten aber lebt in den Herzen derer, die glauben. Ihr findet sie, wo Ihr nach Ihnen fragt, im Osten gefallen, im Westen beklagt / 1945.“ Der Volksbund ließ sich diesen „Kriegstempel“ 213.604,29 DM kosten und von seinem Chefarchitekten Robert Tischler entwerfen. Tischler war ein strammer Nazi, der schon 1932 in die NSDAP eintrat und persönlich mit Hitler zusammenarbeitete. Entsprechend heroisch und verklärend fielen auch die äußere Formensprache und die Gestaltung des Innenraums aus.

Seit Jahrzehnten dient dieser „Kriegstempel“ der Stadt und den Kriegervereinen als zentraler Gedenkort für die Weltkriegstoten. Alljährlich wurden hier anlässlich des Volkstrauertages im Rahmen einer vom Volksbund organisierten Bustour mit 200 Teilnehmer eine Gedenkveranstaltung durchgeführt und Kränze von Senat und Bürgerschaft, vom Volksbund, vom Bundesminister der Verteidigung, vom "Bund Deutscher Fallschirmjäger e.V. Bundeskameradschaft / Kameradenkreis Hamburg" und der "U-Bootkameradschaft Hamburg" nebeneinander aufgestellt.

Erst 2014 konnte eine Änderung des Gedenkrituals am „Kriegstempel“ erreicht werden: Der Volksbund verzichtete erstmals seit 1984 auf seine traditionelle Bustour über den Ohlsdorfer Friedhof, es gab auch keine Zeremonie an diesem Ort – nur noch die Stadt Hamburg war mit einem Kranz vertreten. Im Jahr 2015 entschlossen sich Senat und Bürgerschaft schließlich zu dem faulen Kompromiss, einen „Soldatenkranz“ am Kriegerehrenmal und einen zweiten Kranz an einem nahe gelegenen Grabfeld aufzustellen, auf dem NS-Opfer bestattet sind. Da das Grabfeld der NS-Opfer nicht gekennzeichnet ist, bleibt die „Botschaft“ des zweiten Kranzes völlig unverständlich!

Aufgeschreckt durch zivilgesellschaftliche Aktivitäten, Presseberichte und Anträge in der Bezirksversammlung Hamburg-Nord hat die Friedhofsverwaltung 2015 einige Schritte in Richtung einer zeitgemäßen Gestaltung von Erinnerungsorten vorgenommen: Die Grabanlage „Gräber sowjet-russische Kriegsopfer“ wurde in „Gräber sowjetischer Kriegsgefangener“ umbenannt, die vom Volksbund initiierten Steinkreuzgruppen direkt neben den Gräbern von NS-Opfern inmitten der Soldatengräber an der Linnestraße wurden stillschweigend entfernt und der seit 100 Jahren existierende Straßenname „Kriegerehrenallee“ fehlt bereits auf dem aktuellen Friedhofsplan. Die Behörde für Umwelt und Energie wird demnächst einen neuen Straßennamen bekanntgeben.

Hans Matthaei/René Senenko

Kontroverse um den „Gedenkort Hannoverscher Bahnhof“

Im Juli 2016 soll der Lohsepark in der östlichen Hafencity eröffnet werden. Teil der Parkanlage sind die seit 2008 unter Denkmalschutz stehenden Relikte des Hannoverschen Bahnhofs, die als Gedenkort inszeniert werden. Über die Frage, welche Bedeutung dem Bahnhof während der NS-Zeit zuzuschreiben ist, findet seit Jahren ein erinnerungspolitischer Diskurs statt.

Mit dem Beginn der Planung 2004 für den Lohsepark rückten die Relikte des lange vergessenen Hannoverschen Bahnhofs ins öffentliche Blickfeld. Dieser 1872 fertiggestellte Bahnhof diente bis zum Bau des Hauptbahnhofes 1906 als Kopfbahnhof für die Bahnstrecken Richtung Süden. Seitdem wurde er als Güterbahnhof genutzt. Während des Zweiten Weltkrieges kam dem Bahnhof eine neue Bedeutung zu: Von hier aus verschleppten die Faschisten ab Mai 1940 mehr als 8.000 Juden, Sinti und Roma sowie 999er-Strafsoldaten zur geplanten Vernichtung in Ghettos, Konzentrationslager und als Kanonenfutter an besonders gefährdete Frontabschnitte. Auch die Hamburger Polizeibataillone starteten von diesem Bahnhof aus ihren Einsatz in Polen und der Sowjetunion, wo sie für zahlreiche Kriegsverbrechen verantwortlich waren, wie der Liquidierung Tausender jüdischer Menschen in Konzentrationslagern und in „Sonderbehandlungen“ die unmittelbare Ermordung durch Schusswaffen oder Gas.[1]

Unter Federführung der Kulturbehörde wird seit 2004 an der Entwicklung eines Konzeptes für den „Gedenkort Hannoverscher Bahnhof“ gearbeitet, zu dem nicht nur einige Relikte des Bahnhofs, sondern auch ein Dokumentations- und Informationszentrum in einem Neubau am Rande des Lohseparks gehören sollen. Seit 2006 wurde in nichtöffentlichen Expertenrunden versucht, nicht nur den wirtschaftlichen Interessen der HafenCity Hamburg GmbH (HCH) gerecht zu werden, sondern auch den Forderungen der Jüdischen Gemeinde, des Auschwitz-Komitees und der Rom und Sinti Union nach einem längst überfälligen, angemessen gestalteten Erinnerungsort für die rassisch Verfolgten zu berücksichtigen. An den Expertenrunden nahmen regelmäßig auch Vertreter von Einrichtungen der Kulturbehörde wie der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, dem Denkmalschutzamt, der Landeszentrale für politische Bildung, der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und weiterer Museen teil. Zu den Expertenrunden sind außerdem Mitglieder der Bürgerschaft aus allen Fraktionen geladen.[2] Zu keinem Zeitpunkt wurden allerdings Vertreter anderer Organisationen mit Expertenwissen z. B. der AvS, der VVN-BdA oder der Geschichtswerkstätten eingeladen. Da das geplante Dokumentationszentrum teilweise mit privaten Mittel finanziert werden soll, wird die Kulturbehörde natürlich auch die Interessen der Sponsoren im Auge haben.[3]

Es verwundert daher nicht, dass die

Kulturbehörde keine weiteren der erinnerungspolitisch wichtigen Themenkomplexe im Zusammenhang mit dem Hannoverschen Bahnhof in der NS-Zeit am „Gedenkort Hannoverscher Bahnhof“ berücksichtigen will: Die 2005 installierte Informationstafel und die 2013 eröffnete Ausstellung im Info-Pavillon am Lohseplatz thematisieren bisher ausschließlich das Schicksal der rassisch Verfolgten. Die Antifaschisten, die ab 1942 in die 999er-Strafbataillone gepresst wurden, finden ebenso wenig Erwähnung wie die Täter in Polizeiuniform.

Die im Winter 2013 freigelegten Kellergewölbe des Hannoverschen Bahnhofs, Januar 2014. Foto: Ursula Suhling.

Seit einigen Jahren wird nun die Kontroverse um den Gedenkort auch öffentlich ausgetragen. Dazu beigetragen hat sicherlich auch das 2014 erschienene Buch von Ursula Suhling „999er-Strafsoldaten – deportiert vom Hannoverschen Bahnhof“.[4]

Ein Flyer mit dem Titel „Der Hannoversche Bahnhof – Tatort und Tabu“ im Design der Stadt Hamburg, der in einigen Museen auslag, berichtet kritisch über eine Veranstaltung der Kulturbehörde am 30. Juni 2015 vor dem Info-Pavillon am Lohseplatz mit dem Titel: „Das Gedächtnis der Stadt – Lokale Erinnerungskultur und Stadtplanung“:

„An einem warmen Tag im Juni 2015 trifft man sich auf Einladung der Kulturbehörde am Lohseplatz, um mehr über den Planungsstand des Gedenkorts zu erfahren. Doch was die 30 bis 40 Zuhörer dann – gelinde gesagt – irritiert, ist folgende Begebenheit: Zu Wort meldet sich eine achtzigjährige Dame. Sie ist Autorin eines Buches über das 999er-Strafbataillon, das aus Antifaschisten bestand, die nach Verfolgung, Haft und Folter vom Hannoverschen Bahnhof aus zwangsweise an die Front und in den Tod geschickt wurden. Nun stellt die Autorin der vortragenden Historikerin die Frage, warum am Lohseplatz nicht an diese Freiheitskämpfer erinnert wurde. Ehe sie ihren Satz beenden kann, wird die alte Dame von der Moderatorin, einer Mitarbeiterin der Hamburger Kulturbehörde, barsch aufgefordert, sich

kurz zu fassen. Anschließend erklärt die Historikerin mit Nachdruck, der Gedenkort Lohseplatz sei ausschließlich für Juden, Sinti und Roma gedacht, die als Opfer des Rassenwahns der Nazis deportiert worden seien.

Info-Pavillon am Lohseplatz, Vorplatz des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs. Hier wird die Ausstellung „In den Tod geschickt. Die Deportationen der Juden, Sinti und Roma aus Hamburg 1940 bis 1945“ gezeigt, Januar 2014. Foto: Ursula Suhling.

Unter den Zuhörern macht sich Unbehagen breit. Am Gedenkort Lohseplatz werden Menschen demnach bis heute nach Kategorien des Faschismus unterschieden. Die bewusste Selektion post mortem schließt die im Widerstand aktiven Antifaschisten aus. Was aber hindert die Gestalter des Gedenkortes so hartnäckig daran, am Lohseplatz an die deportierten Antifaschisten zu erinnern? Warum werden sie bewusst verschwiegen? Grotesk wird es bei der Begehung vor Ort. Vom Hannoverschen Bahnhof ist heute nur noch ein kurzes Stück Bahnsteig zu sehen. Alles Übrige hat man – wie es im Planerdeutsch euphemistisch heißt – zurückgebaut. Die Fundamente der Seitenflügel, die Prellblöcke uvm. sind komplett abgeräumt worden. Was am Hannoverschen Bahnhof seitens der Planer unbedingt vermieden werden soll, ist eine lebendig geführte, öffentliche Debatte. Dabei wäre gerade an diesem Ort mit seiner schlimmen Geschichte uneingeschränkte Bürgerbeteiligung das Gebot der Stunde. Die stattdessen hinter verschlossenen Türen geführten Mauscheleien und die bewusste Ausgrenzung stoßen die Bürgerinnen und Bürger Hamburgs ebenso vor den Kopf, wie die Vereinnahmung dieses Ortes für profitorientierte Investoreninteressen.5

Die im Winter 2013 freigelegten Kellergewölbe des Hannoverschen Bahnhofs hätten sich hervorragend für die Einrichtung der ohnehin geplanten Informations- und Dokumentationszentrums geeignet. Stattdessen hat die HCH die Gründungsreste des Bahnhofs unter Sand vergraben, auf dem zukünftig die Besucher des Lohseparks grillen oder Fußballspielen können.[6]

Da die Kulturbehörde offensichtlich die städtischen Bildungs- und Forschungsinstitutionen daran hindert, das Schicksal der Hamburger 999er-Strafsoldaten näher zu untersuchen, hat nun die Stiftung Auschwitz-Komitee Dr.

Hans Peter Klausch mit dieser Aufgabe betraut. Klausch hat seit Jahrzehnten den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit auf die Erforschung der Geschichte der „Bewährungs"-Bataillione und das Schicksal der 999er- und 500er-Strafsoldaten in der Wehrmacht gelegt und in einem umfangreichen Œuvre veröffentlicht. In einer Expertise sollen die genauen Umstände der Einberufung der 999er untersucht werden, ihre Sammlung und Unterbringung in der Kaserne an der Bundesstraße, ihr Weg von dieser Kaserne zum Hannoverschen Bahnhof durch das Hamburger Stadtgebiet und die Transportlisten der vier Deportationszüge nach Thiergarten und Storzingen zum KZ-ähnlichen Truppenübungsplatz auf dem Heuberg bei Stetten in Baden-Württemberg. Da für diese Expertise keine öffentlichen Mittel zur Verfügung stehen, wird sie durch die Stiftung Auschwitz-Komitee mit Spenden finanziert.

Bleibt zu hoffen, dass Hamburg zukünftig nicht nur für alle Opfergruppen würdige Gedenkorte errichtet, sondern dass in den Ausstellungen auch die Täter benannt werden. Vor allem muss aber an die Hamburger erinnert werden, die sich aktiv gegen Faschismus und Krieg engagiert haben und von denen viele zu den 999er-Strafsoldaten gehören. Gerade positive Orientierungs- und Identifikationsangebote ermutigen zu eigenem Handeln gegen die neuen Gefahren von Neonazismus und Kriegstreiberei!

Hans Matthaei

Ursula Suhling und der Historiker Hans-Peter Klausch am entstehenden „Gedenkort Hannoverscher Bahnhof", 10.2.2016 Foto: Hans Matthaei.

Lesetipps

Bei der Willi-Bredel-Gesellschaft erhältlich:
Ursula Suhling: 999er-Strafsoldaten – deportiert vom Hannoverschen Bahnhof. Antifaschisten in Wehrmachtsuniform, Hamburg 2014. Preis: 8,00 Euro

1 Vgl. Geschichtswerkstatt Eimsbüttel: Militarismus, Revolution und soziale Not, Hamburg 2013, S. 52.

2 Vgl. Hans Matthaei: Vergessene Deportierte vom Hannoverschen Bahnhof, Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e. V., Rundbrief 2014, S. 37–39.

3 Vgl. Sina Sauer: Ein Ort stört, Hamburg 2015, S. 60.

4 Vgl. Sina Sauer: ebenda, S. 32–35.

5 Ohne Autor: Der Hannoversche Bahnhof – Tatort und Tabu, Hamburg 2015.

6 Vgl. Sina Sauer: ebenda, S. 91.

Warum der Woermannsweg in Manga-Bell-Weg umbenannt werden sollte

In einem Artikel im Rundbrief 2014 der Willi-Bredel-Gesellschaft konnten wir von der kolonialen Gewaltgeschichte lesen, die der Woermannsweg symbolisiert. Im gleichen Jahr hatte Hamburg beschlossen, ein stadtweites postkoloniales Erinnerungskonzept zu erarbeiten und bereits im Herbst 2013 wurden Rudolf Douala Manga Bell und seine Frau Emily Manga Bell als mögliche Namensgeber einer Straße im Rahmen der Ausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur“ vorgestellt.

Was ist inzwischen aus dieser Anregung für eine Straßenumbenennung geworden? Hat es Hamburg geschafft, sich in die Reihe der Städte einzureihen, die sich allmählich der Ehrung ihrer Kolonialverbrecher entledigen? In München gibt es mittlerweile die Hererostraße, in Berlin das May-Ayim-Ufer, das an eine schwarze deutsche Wissenschaftlerin und Dichterin erinnert. In Hamburg blieben bisher, trotz gegenteiligem Beschluss der Bezirksversammlung Wandsbek von 2012, der Dominikweg – ehrt einen Kolonialoffizier in Kamerun – und die Wißmannstraße, benannt nach Hermann von Wißmann, Gouverneur Deutsch-Ostafrikas (heute Tansania), bei ihren alten Namen.

Für Ohlsdorf könnte man sich statt des Woermannswegs für den Manga-Bell-Weg entscheiden. Aber warum eigentlich grade Manga Bell und wer war dieses Ehepaar?

Rudolf Douala Manga Bell wurde 1873 im heutigen Kamerun geboren. Sein Vater war König der Douala, mit denen Hamburger Kaufleute in Kamerun in Kontakt traten und Handel trieben. Emily Manga Bell (geborene Engome Dayas) entstammte einer afrikanisch-europäischen Familie. Ihr Vater, Thomas Dayas, war britischer Händler, ihre Mutter, Tebeji Eyum Ebele, eine Frau aus Douala.[1]

Der kolonialen Machtdifferenz der Handelspartner entsprechend wurde schnell deutlich, dass von einem fairen Handel zwischen gleichberechtigten Partnern keine Rede sein konnte. 1883 forderte der Hamburger Kaufmann

Adolph Woermann von der Reichsregierung den militärischen Schutz des hanseatischen Handels. Einerseits sollten deutsche Soldaten den Douala den Handel mit europäischen Konkurrenten erschweren, andererseits ins Landesinnere vordringen und afrikanischen Zwischenhandel ausschalten, der die Gewinnmargen schmälerte. Nachdem das Deutsche Reich zunächst zögerte, schlossen Agenten der Unternehmen C. Woermann und Jansen & Thormählen 1884 einen offiziellen Vertrag mit einigen Vertretern der an der Küste lebenden Bevölkerung ab, um die deutschen Interessen in Kamerun fest zu etablieren.

Unter dem Eindruck der Bedrohung durch die kolonialen Besetzungen in den benachbarten Territorien räumten die afrikanischen Vertragspartner den deutschen Kaufleuten Rechte bezüglich der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit ein. Die bestehenden Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden wurden formal von den deutschen Kolonialisten anerkannt.

Doch bereits zwei Tage nach Vertragsabschluss mit Agenten der Firmen Woermann und Jansen & Thormählen erklärte der Reichskommissar Gustav Nachtigal Kamerun offiziell zum „Schutzgebiet“, also zur Kolonie Deutschlands. Diejenigen Völker, die sich der Vertragsunterzeichnung widersetzt hatten, wurden umgehend bekämpft: So wurde Hickory Town (heute Bonabéri) niedergebrannt.

Straßenschild Woermannsweg/Ecke Ratsmühlendamm bei „Das Kaffeehaus“, Februar 2016. Foto: Holger Tilicki.

Bald schon bekamen auch die Befürworter des Vertrags zu spüren, dass die deutschen Kommissare und Agenten ihre eigene Rechtsauffassung hatten – und zielgerichtet daran arbeiteten, die bereits 1883 von Woermann geforderte Ausschaltung des Zwischenhandels voranzutreiben. Das Leben im „Schutzgebiet“ war geprägt von Vertragsbrüchen und Spitzfindigkeiten aufseiten deutscher Kolonialakteure und dem Widerstand der Bevölkerung gegen ihre fortgesetzte Enteignung und Demütigung. Obgleich die beklagten Zustände von der Kolonialverwaltung selbst vielfach nicht

in Abrede gestellt wurden, erfuhren die Klägerinnen und Kläger kein Recht – nicht zuletzt mit Hinweis auf die „rassische Überlegenheit“ der Angehörigen Ihrer „Schutzmacht“, gegen deren Handeln Einspruch nicht zulässig sei.

1891, im selben Jahr, in dem der Reichstag in Berlin den Aufbau einer „Polizeitruppe“ in Kamerun zur endgültigen Zerschlagung des Zwischenhandels beschloss, wurde Rudolf Douala Manga Bell von seinem Vater, dem Douala-König, nach Deutschland geschickt. In Aalen besuchte er die Volksschule, in Ulm das Gymnasium. Hier erwarb er das Wissen über die deutsche Gesellschaft, das er in den folgenden Jahren konsequent einsetzte, um gegen koloniales Unrecht zu kämpfen.

Das Grab von Adolph Woermann auf dem Ohlsdorfer Friedhof, 2004. Foto: HMJokinen.

Gemeinsam mit seinem Vater, Manga Ndumb‘a Bell, fuhr Rudolf Manga Bell im Jahr 1902 nach Berlin, um die Klagen über willkürliche Gewalt und fortgesetzten Vertragsbruch in Kamerun dem deutschen Kaiser vorzutragen und gleichzeitig die ihm gemäß Schutzgebietsgesetz ermöglichte Reichsangehörigkeit zu beantragen. Als der Kaiser eine Audienz verweigerte, reichte Manga Ndumb‘a Bell schriftlich bei der Kolonialverwaltung „vertrauensvoll mehrere Gesuche um Abhülfe einiger Übelstände in Kamerun“ [2] ein. Zornig verbot der „Gouverneur“ des „Schutzgebiets“, Jesko von Puttkamer, daraufhin jeglichen Versuch, Klagen über die koloniale Willkür direkt in Berlin vorzubringen.

1904 beschrieb Dika Akwa, ein wichtiger Politiker und Unterzeichner der „Schutzverträge“, seinem in Altona lebenden Sohn Mpondo, der dort später eine Zeitung mit dem Titel „Sonne von Kamerun“ herausgeben sollte, die Zustände im „Schutzgebiet“: „Das Land ist jetzt in sehr starker Gärung wegen der schlechten Regierung und der Quälerei des Gouverneurs Puttkamer [...] Puttkamer vermehrt nur noch die schlechte Behandlung, welche das Land sicher in Aufstand bringen kann, mit jedem Gottestag. Fürwahr, mein Sohn, das ganze Land hat jetzt nur noch den einen

Wunsch: lieber den Tod. Denn die schlechten Behandlungen sind jetzt übermäßig [...] Das Land verlangt jetzt, daß wir wegen der übermäßig schlechten Behandlung von seiten des Puttkamer, und selbst wenn wir ausgerottet werden sollten, das Gouvernement bekriegen. Ich aber als Kopf des Landes, welcher sein Land freiwillig unter den Schutz Seiner Majestät des Kaisers gestellt hat, sowie meine sämtlichen Großhäuptlinge werden nie und nimmer die Einwilligung zu einem Kriege geben."[3]

Im selben Jahr nahm Rudolf Douala Manga Bell nach dem Tod seines Vaters in Kamerun das von der deutschen Kolonialverwaltung geschaffene und bezahlte Amt des „Oberhäuptlings"[4] an. Seine Ausbildung in Deutschland, sein gewandtes Auftreten ebenso wie die von seinem Vater geerbten Schulden ließen die Kolonialverwaltung hoffen, einen leicht zu beeinflussenden Vertreter deutscher Interessen für das Amt gefunden zu haben. Doch Rudolf Manga Bell war nicht geneigt, die koloniale Gewalt zu übersehen. Schon bei seiner Inthronisierung versprach er dem Volk der Douala: „Ihr, Duala, wisset, dass die Mauer, die zwischen Weißen und Schwarzen existiert hat, heute zerstört wurde."[5]

Die Kolonialverwaltung indes hatte andere Pläne: Durch Enteignung lokaler Grundbesitzer in Doualatown wollte sie die lukrativen Grundstücke entlang des Flusses Wouri für den Bau eines den Weißen vorbehaltenen neuen Stadtzentrums bereitstellen. Die auf den Fluss angewiesenen Händlerfamilien dagegen sollten in Hütten in die Sümpfe ziehen. Erneut wurde ein eindeutiger Vertragsbruch gewaltsam durchgesetzt.

Familie Oesterle im württembergischen Aalen mit Rudolf Manga Bell (rechts) und seinem Begleiter Tube Meetom (links), ca. 1895. Foto: Sammlung Félix-Eyoum.

Rudolf Manga Bell pochte als Mindestforderung auf die Einhaltung der 1884 abgeschlossenen vertraglichen Vereinbarung, wonach Eigentum an Grund und Boden zu respektieren seien. Seines Amts als König infolge dieser

Haltung enthoben, organisierte er gemeinsam mit weiteren einflussreichen Kameruner Politikern den friedlichen Widerstand gegen die Enteignung. Seinem Vertrauten Ngoso Din gelang es, im Februar 1914 nach Deutschland zu reisen und mit Manga Bells Bekannten Hellmuth von Gerlach, dem Chefredakteur der liberalen „Welt am Montag“ und früheren Reichstagsabgeordneten Kontakt aufzunehmen. Dieser hatte schon 1912 den Berliner Rechtsanwalt Dr. Dodo Hans Halpert informiert und eine öffentliche Debatte in Deutschland angestoßen, in deren Verlauf die unhaltbaren Zustände im „Schutzgebiet“ zur Sprache kamen.

Zwar gelang es, die Enteignung zunächst zu stoppen, doch bald zeigte sich, dass die eindeutige Rechtslage in der öffentlichen Meinung unter dem Eindruck rassistischer Kampagnen gegen die Einwohner Kameruns an Gewicht verlor. Nur Gerlach und der sozialdemokratische „Vorwärts“ berichteten positiv, die restliche Presse beschimpfte Rudolf Manga Bell bereits als „Hochverräter“. Eine angebliche Aufforderung eines „Bruders“ Bells an Njoya, den König der Bamun im Nordwesten Kameruns, sich dem Aufruhr gegen die deutsche Kolonialregierung anzuschließen, galt als Argument, ihn am 9. Mai 1914 „sofort wegen Hochverrats unter Verfolgung zu setzen und zu verhaften.“[6] Diese Aufforderung zum Aufstand zugunsten der englischen Kolonialmacht war gemäß Halpert „Küstenklatsch“ und konnte nie zweifelsfrei nachgewiesen werden.[7]

„Der Spiegel“ kolportierte noch 1950 (!) in seiner Rubrik „Kolonien/Kamerun“ diese von der Kolonialverwaltung vorgenommene Verleumdung als

Portrait von Rudolf Manga Bell (1873-1914), ca. 1895. Foto: Sammlung Félix-Eyoum.

Tatsache. Unter der Überschrift „Weißer Mann immer schlecht“ wird der Justizmord mit Ausdrücken wie „…Rudolf Bell wurde Rebell…“ und „nach … Bells Strangulierung hatte es sich ausgebellt…“ ins Lächerliche gezogen.[8]

Ngoso Din hatte zur Verteidigung der beiden Douala neben Halpert auch Hugo Haase (Strafverteidiger Karl Liebknechts im Hochverratsprozess 1907), Kurt Rosenfeld und Paul Levi – beide bekannt als Verteidiger Rosa Luxemburgs – aufgeboten, die aber nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs nicht mehr nach Kamerun reisen konnten. Daher stellte sich niemand der Kolonialverwaltung in den Weg und Rudolf Manga Bell wurde am 7. August 1914 wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt und gemeinsam mit Ngoso Din am nächsten Tag hingerichtet.

Vergeblich hatte sich zuvor Emily Manga Bell unter Fürsprache einflussreicher Missionare bemüht, die deutschen Behörden umzustimmen.

Das also könnten die neuen Namensgeber sein: Rudolf Manga Bell, oder auch seine Frau Emily, die sich gegen koloniale Unterdrückung einsetzten und deren schärfstes Schwert die öffentliche Forderung nach Rechtsstaatlichkeit und Anerkennung der Gleichwertigkeit der Menschen war.

Wir selbst, unsere Kinder, und auch Besucher aus aller Welt sollen weiterhin im öffentlichen Raum auf die globale Vernetzung der Hamburger Geschichte aufmerksam werden – aber wir möchten dabei nur jene Akteure ehren, die dem Anspruch der Präambel zur Hamburger Verfassung genügen: Die Stadt „will im Geiste des Friedens eine Mittlerin zwischen allen Erdteilen und Völkern der Welt sein“.

Millicent Adjei/Holger Tilicki

Hinrichtung Rudolf Manga Bells am 8. August 1914, unbekannter Künstler, Douala 1987. Sammlung Félix-Eyoum.

Co-Autorin Millicent Adjei ist Vorsitzende von ARCA Afrikanisches Bildungszentrum e.V. Hamburg und seit langem kolonialkritisch in der Initiative "Arbeitskreis Hamburg Postkolonial" aktiv.

---

1 Dr. Stefanie Michels: Text der Ausstellungstafel "Emily Manga Bell und Rudolf Douala Manga Bell, Herrscherpaar der Douala in Kamerun" in der Wanderausstellung freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur, Hamburg 2013.

2 Christian Bommarius: Der gute Deutsche, Die Ermordung Manga Bells in Kamerun 1914, Hamburg, 2015, S. 62

3 Ebenda S. 65.

4 Das von den Deutschen geschaffene Amt des "Oberhäuptlings" war eine Position, die es in den komplexen Douala-Gesellschaften in der Form gar nicht gab und heute in seiner Fortschreibung rassistische Vorurteile bestätigt. Siehe: Jean-Pierre Félix Eyoum, Stefanie Michels, Joachim Zeller: Bonamanga. Eine kosmopolitische Familiengeschichte, aufgerufen unter http://www.peuplesawa.com/downloads/102.pdf am 14.4.2016.

5 Ebenda S. 102.

6 Ebenda S. 118.

7 Ebenda S. 126.

8 http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-44449496.html

Bredel und Bartholomäus – Federhalter trifft Zeichenstift

Willi Bredel kehrte Anfang Mai 1945 mit der Initiativgruppe Sobottka nach Deutschland zurück und war zunächst in Rostock als Politinstrukteur tätig. Bereits im Sommer 1945 wurde er nach Schwerin versetzt. Vor ihm sollten vier Jahre erfolgreiche Kulturarbeit als Landesleiter des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands (kurz: Kulturbund) in Mecklenburg-Vorpommern liegen. Doch im Sommer 1945 war er über den Schweriner Neubeginn alles andere als glücklich, was folgender Eintrag in seinem Kalender vom 23. Juli 1945 verdeutlicht: „Fahrt nach Schwerin. Neue Arbeit, nicht sehr erbaut davon. Von vorne beginnt die Aufbauarbeit, denn Schwerin ist noch Neuland, halb nazistisch, halb deutschnational, SS-Uniformen, nur Offiziere mit Achselklappen in den Straßen.“[1] Dass der mecklenburgische Kulturbund schon bald mit Bredel an der Spitze sehr erfolgreich arbeitete, lag auch daran, dass Bredel ein Team von Persönlichkeiten um sich scharen konnte, die sich optimal ergänzten. Einer in diesem Team war der Graphiker und Maler Herbert Bartholomäus. Der 1910 Geborene hatte bis 1936 in Berlin Kunst studiert und dann als freischaffender Grafiker gearbeitet. 1945 siedelte er mit seiner Familie nach Ludwigslust über. Auf Einladung von Willi Bredel kam er im Oktober 1945 zum Kulturbund.[2] Seine Produktivität war enorm, was ihn zum Graphiker des mecklenburgischen Kulturbundes machte. Er entwarf zwischen 1945 und 1946 eine Reihe von Briefmarkenserien für die mecklenburgische Landespost, darunter die berühmte Serie „Opfer des Faschismus“ mit den Porträts von Ernst Thälmann, Rudolf Breitscheid und Erich Klausener sowie die Serie „Junkerland in Bauernhand“ zur Bodenreform 1946. Bartholomäus gestaltete den Kopf der Schweriner Kulturbundzeitschrift „Demokratische Erneuerung“, das Symbol des Kulturbundes Mecklenburg-Vorpommern sowie diverse Plakate, z. B. für die Boden- und die Schulreform.[3] Seit August 1946 war er Mitglied der Landesleitung des Kulturbundes.[4]

Zusammen mit Willi Bredel, Karl Kleinschmidt und Otto Oehmcke gründete Herbert Bartholomäus 1947 den „Mecklenburgischen Heimatverlag“, der 1948 in „Petermänken-Verlag“ umbenannt wurde und dessen Signet er entwarf. Auch war er neben Bredel Lizenzträger für die literarische Monatszeitschrift „Heute und Morgen“.[5] Es kann angenommen werden, dass Bartholomäus, der in Ludwigslust lebte, Bredels Erzählung "Das Vermächtnis der Frontsol-

daten" bereits 1945 im Verlag Christian Sauerland & Sohn in Ludwigslust unterbrachte, ebenso wie ein Jahr später die

Von Bartholomäus gestalteter Umschlag einer Erzählung Bredels. Foto: Herbert Schneider.

Erzählung „Der Sonderführer". Wichtig für Bartholomäus war die gemeinsame Aufbauarbeit im Kulturbund, die er unterstützte, und zwar auch mit dem Herzen, wie er rückblickend 1958 an Bredel schrieb.[6] Von Karl Heinz Schulmeister, der bis 1990 in verschiedenen Spitzenpositionen im Kulturbund tätig war und beide gut kannte, erfuhren wir, dass sich der neun Jahre jüngere Bartholomäus mit Bredel sehr gut verstand. Beide waren humorvoll und liebten es, sich Geschichten zu erzählen.[7] Joachim Puttkammer, Bartholomäus' Biograph, beschreibt ihn in einem Brief an den Verfasser als Menschen, der offen für andere war und Geselligkeit liebte. Als bekennender Christ und Mitglied der CDU war er Pazifist, der einen weiteren Krieg unbedingt verhindern wollte, was ihn mit Bredel politisch verband.

Der Kontakt zwischen den beiden blieb auch bestehen, als Bredel 1949 nach Berlin übersiedelte. Bartholomäus vermisste Bredel und die gemeinsamen Schweriner Jahre. So schrieb er Anfang 1950 an Bredel: „Schwerin ist mir nach Deinem Weggang lange nicht mehr so sympathisch"[8] und im Juni 1950: „Wir (er und Heinrich Schwartze, mecklenburgischer Landespastor, Anm. d. Verf.) waren uns völlig einstimmig darüber einig, (kein billiges Kompliment) daß, seit Du von hier fort bist, eben etwas schwer in konkrete Worte Fassbares, aber dabei doch sehr Spürbares, fehlt."[9] Auch erhielt er nach dem Weggang Bredels nicht mehr so viele Aufträge vom Kulturbund.[10] Aus anderen Briefstellen kann vermutet werden, dass Bartholomäus seine exklusive Rolle als Grafiker des Kulturbunds soweit einbüßte, dass ihn als freischaffender Künstler Existenzängste plagten. Für Aufträge sorgte jetzt nur noch der Petermänken-Verlag, für den Bartholomäus als Illustrator tätig war. So bat er Bredel sich für ihn zu verwenden, falls der Verlag schließen müsste.[11] Bredel wiederum hat sich vor und nach seinen Weggang aus Schwerin um die berufliche Existenzsicherung von Bartholomäus gekümmert. Schon während seiner Schweriner Zeit bemühte sich Bredel vergeblich um eine Professur für Bartholomäus.[12] In Berlin wollte er ihm eine Anstellung an einer Hochschule verschaffen, damit Bartholomäus finanziell unabhängiger wäre. Bartholomäus spielte immer wieder mit dem Gedanken eines Umzugs nach Berlin. So schrieb er

an Bredel: „Ich beneide Euch Berliner doch ein wenig – hier ist es mit Anregung und auch Aufgaben ein wenig müde, ich fühle mich meiner Leistungskraft und meinen Einfällen entsprechend nicht genügend produktiv.“[13] Er war wohl zu verwurzelt in Ludwigslust, um den Schritt in Richtung Berlin zu wagen.

Herbert Bartholomäus um 1970. Foto: Privatbesitz Irmgard Krause.

Barthomäus illustrierte drei Bücher von Bredel. Für die Erzählung "Das Vermächtnis der Frontsoldaten“ und den Essayband „Sieben Dichter“ entwarf er die Umschläge, für den Roman „Die Vitalienbrüder“ besorgte er eine komplette Romanillustration. Das 1950 im Petermänken-Verlag erschienene Buch ist ein Beispiel dafür, mit welcher Hingabe Bartholomäus Bücher illustrierte. Die über 80 zum Teil kleinen Grafiken bebildern den Text nicht einfach, sondern begleiten ihn und regen den Leser zu vielfältigen Assoziationen an. Bartholomäus fasste sein Selbstverständnis als Illustrator in einem Brief an Bredel sehr treffend zusammen: „Die Aufgabe für mich sehe ich nun darin, daß zwar der alte Chronikton in den Illustrationen zu spüren sein muss, aber doch unbedingt auch die Großzügigkeit der Moderne darin sein muss. Es darf also nicht nach schulmeisterlicher Historie aussehen, wie sie oft durch kostümliche Genauigkeit usw. beim Zeichner leicht aufkommt, sondern muss echte Illustration sein, keine erklärende Gebrauchsgraphik.“[14] Bartholomäus leistete hier Außergewöhnliches, was sicher auch an der engen persönlichen Beziehung zu Bredel lag. Für die heute noch erhältliche Hinstorff-Ausgabe, die erstmalig Anfang der 1960er Jahre erschien, hatte Bartholomäus die Anzahl der Illustrationen auf 16 reduziert und die Darstellung moderner gestaltet. Bartholomäus machte sich sicher durch die aufwendige Illustration des „Störtebekers“ einen Namen als Illustrator und gestaltete eine Vielzahl von Büchern namhafter Autoren wie Alfred Kantorowicz, Oskar Maria Graf und Arnold Zweig. Bartholomäus‘ Wunsch, die Umschläge für den Roman "Ein neues Kapitel" zu gestalten, blieb jedoch uner-

füllt. Auch seine Vorschläge für Einzeltitel der drei Bände hat Bredel nicht aufgegriffen.[15]

Bartholomäus und Bredel teilten die Liebe zu Ahrenshoop und der Landschaft der Fischland-Darß-Region. 1946 hatten sie gemeinsam den Sommer dort

Herbert Bartholomäus und Willi Bredel auf dem VI. Bundeskongress des Kulturbundes am 8./9. Juni 1963 im Marx-Engels-Auditorium der Humboldt-Universität. Foto: Bundesarchiv Bild Y 10-1384-00.

verbracht und Bartholomäus hat an diese Zeit immer wieder in Briefen erinnert.[16] Auf Bartholomäus wirkte das Erlebnis der Ahrenshooper Landschaft sehr stark. was sich sowohl an seinen Gemälden als auch an seinen graphischen Blättern ablesen lässt. Er hatte 1962 die Idee zu einem Ahrenshooper Skizzenbuch.[17] Bredel ergänzte die Idee um den Vorschlag, Bartholomäus Bilder um eine Textbeilage mit kurzen literarischen Skizzen von prominenten Ahrenshoop-Fans zu erweitern.[18] Bei der Kontaktaufnahme war Bredel behilflich,[19] sodass 1964 die ersten Texte von Rienäcker, Herzfelde, Dymschitz, Nagel, Lilly Becher, Bedrich Kisch und Sergei Iwanowitsch Tjulpanow eingingen. Angefragt waren unter anderem auch Perten, Busch und Weisenborn. Bredels Text zu dem Skizzenbuch haben wir im Rundbrief 2011 bereits veröffentlicht.[20] Entstanden ist der Text Anfang 1964, denn am 21. Februar 1964 bedankt sich Bartholomäus bei Bredel mit den Worten: „Recht schönen Dank für Deinen wirklich reizend, wirklich charmant geschriebenen Brief.“[21] Mittlerweile plante Bartholomäus, Bilder und Texte als Buch herauszugeben. Im Oktober 1964 war das Projekt soweit entwickelt, dass das Buch im Messekatalog des Petermänken-Verlages beworben wurde. Die Drucklegung war noch für 1964 angestrebt, wurde aber aus unbekannten Gründen nicht realisiert. Das Skizzenbuch eines Malers hat Bartholomäus nicht veröffentlichen können, auch wenn er sich darum sehr bemühte. Eventuell fehlte die Einflussnahme Bredels.

Ihre auch nach 1949 andauernde Freundschaft wird an ihren gegenseitigen wertschätzenden Äußerungen deutlich. Bartholomäus schrieb in seinem Nachruf auf Bredel: „Es wuchs eine Freundschaft, es wuchs ein Brudersein, es wuchs auch die Sorge umeinander, durch viel Anstrengung bedingt.“[22] Und an anderer Stelle schrieb er: „Es ist kaum zu ermessen, welche Hilfe, in der brüderlichen Form gewährt, es für mich war, einen Mann wie Willi Bredel zum guten, nahen Freund zu haben.“[23] Bartholomäus machte sich schon Mitte der 1950er Jahre um Bredels Gesundheit Gedanken: „Na, um dieses alles noch länger geniessen zu können, müssen wir wohl etwas mehr auf unser Lebenshäm-

merchen achten – son lütten büschen Diät – mein Brief wird wohl sehr im Sinne May's sein, wien oller Hausdoktor … Geh in Dich“[24]. Bredel revanchierte sich auf seine Weise und schrieb 1956 für die Ludwigsluster Kulturzeitschrift „Land und Leute“ ein liebevoll gehaltenes Portrait von Bartholomäus, in dem es unter anderem heißt: „Es tut wohl und macht stark und froh, Menschen wie ihn zu kennen oder ihn gar, wie ich, zum Freund zu haben.“[25] Regelmäßig trafen sich die beiden in Berlin oder Ludwigslust. Dass die beiden über die Jahre eng verbunden blieben, zeigen zwei Eintragungen in ihren Taschenkalendern für den 7. Juli 1964. Bredel schrieb: „Rückkehr nach Berlin mit Bartho und Tochter“.[26] Herbert Bartholomäus hielt diesen Tag ebenfalls in seinem Taschenkalender mit einem Kurzeintrag fest: „Mit Irmi in Bredels Wagen SIM nach Berlin".[27] Bredel war laut der Eintragung von Bartholomäus am 6. Juli nach Ludwigslust gefahren und hat Bartholomäus abgeholt, um in Schwerin die Fusionierung des Petermänken-Verlages mit dem Hinstorff-Verlag zu besprechen.

Schicksalshaft mutet es an, dass Bartholomäus in Bredels Todesstunde an seiner Seite war. Noch am Sonntag, den 25. Oktober 1964, zwei Tage vor Bredels Tod, war Bartholomäus mit Familie bei Bredel zu Gast. Am 27. Oktober 1964 war in der Akademie eine Besprechung mit Bartholomäus, Kleinschmidt und Bredel über den Petermänken-Verlag angesetzt.[28] Während dieser Besprechung erlitt Bredel einen Herzinfarkt. Die Augenblicke hat Bartholomäus mit ergreifenden Worten in seinem Kondolenzschreiben beschrieben: „Geleitete ihn am Arm, bettete, gemeinsam mit Herrn Hossinger, ihn auf eine Couch, saß an seinem Lager, streichelte ihn und hielt seine Hand (ich werde es nie vergessen); er bat mich, sehr leise, seine Lippen zu netzen, ich öffnete Hemd und Gürtel, um Luft zu schaffen und trocknete ihm den kalten Schweiß, der mich tief erschreckte.“[29] Wenig später war Willi Bredel tot. Neun Jahre später starb Herbert Bartholomäus. Er ist in Ludwigslust begraben.

Herbert Schneider

Plakat von Herbert Bartholomäus zum 1. Mai 1947. Foto: Herbert Schneider.

1 Willi-Bredel-Archiv, Akademie der Künste, Berlin (WBA), Fundstück 2065, Kalender/Notizbuch.

2 Bartholomäus nennt dieses Datum in einem Brief an Bredel v. 12.7.1958, WBA 3285.

3 Joachim Puttkammer: Kunst, die gebraucht wird. Der Ludwigsluster Maler Herbert Bartholomäus, Rostock/Bargeshagen 2010, S. 41.

4 Joachim Puttkammer, ebenda S. 38.

5 Joachim Puttkammer, ebenda S. 21ff.

6 Brief von Bartholomäus an Bredel vom 12.7.1958, WBA 3285.

7 Gespräch mit Karl Heinz Schulmeister in Eichwalde am 18.8.2012.

8 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 15.2.1950, WBA 3285.

9 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 1.6.1950, WBA 3285.

10 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 1.6.1950, WBA 3285.

11 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 1.6.1950, WBA 3285.

12 Joachim Puttkammer, ebenda S. 35.

13 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 26.11.1951, WBA 3285.

14 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 2.3.1950, WBA 3285.

15 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 12.7.1958, WBA 3285.

16 Vgl. die Briefe von Bartholomäus an Bredel v. 21.1.1954 und 2.2.1961, WBA 3285.

17 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 13.11.1962, WBA 3285.

18 Ersichtlich aus einem Brief von Bartholomäus an Bredel vom 14.7.1963, WBA 3285.

19 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 31.7.1963, WBA 3285.

20 Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V., 21. Jg., 2011, S. 11f.

21 Brief von Bartholomäus an Bredel vom 21.2.1964, WBA 3285.

22 Herbert und Lising Bartholomäus, in: Sinn und Form. Sonderheft Willi Bredel, hg. v. d. Deutschen Akademie der Künste, Berlin 1965, S. 268.

23 Herbert Bartholomäus: Briefmarken für Mecklenburg, in: …einer neuen Zeit Beginn. Erinnerungen an die Anfänge unserer Kulturrevolution 1945–1949, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus b. ZK d. SED u. v. Kulturbund d. DDR, Berlin/Weimar 1981, S. 85.

24 Brief von Bartholomäus an Bredel v. 31.12.1955, WBA 3285.

25 Willi Bredel: Meister Bartho in Ludwigslust, in: Land und Leute, 1956, H. 4, S. 103.

26 WBA, 2078/1, Hermes Jahrbuch 1964.

27 Mail von Irmgard Krause v. 21.11.12. Irmi ist der Kurzname einer Tochter von Bartholomäus.

28 WBA, 2078/1, Hermes Jahrbuch 1964.

29 Herbert und Lising Bartholomäus, S. 268.

Gedanken zu Willi Bredel

Durch die kulturelle Arbeit der Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde mein Vater, der Maler und Grafiker Herbert Bartholomäus, mit Willi Bredel bekannt, der in Mecklenburg eine ausschlaggebende Rolle bei der Gründung des Kulturbundes inne hatte. Ziel dieser Vereinigung sollte sein, Intellektuelle, Künstler und Wissenschaftler zu einer Verbindung mit den Arbeitern und Bauern anzuregen. So wurde auch mein Vater zu einem der Gründungsmitglieder des Kulturbundes in Mecklenburg und ein guter Freund von Willi Bredel. Mein Vater verehrte Willi Bredel sehr und ich erinnere mich gut an ein Portrait, das immer in seinem Atelier stand. Sie gründeten zusammen mit anderen Persönlichkeiten den Petermänken-Verlag mit Sitz in Schwerin, für dessen Buchausgaben mein Vater viele Illustrationen gestaltete. Ein mit sehr schönen Darstellungen ausgestattetes Buch war übrigens Bredels mehrmals aufgelegter Störtebeker-Roman “Die Vitalienbrüder”.

Aus der Sicht eines Kindes beschreibe ich nun einige Eindrücke aus den Begegnungen mit Willi Bredel, die wir in den 1950er und 1960er Jahren mit ihm erleben konnten. Durch die genannten beruflichen Beziehungen von Willi Bredel und meinem Vater blieb es nicht aus, dass wir oft „hohen Besuch” bekamen. Das war für uns schon sehr besonders, einen so berühmten Mann zu kennen! Wir Kinder – wir sind drei Schwestern – fanden es immer sehr aufregend, wenn das große schwarze Auto vorfuhr und der kleine Herr Bredel ausstieg. Meine jüngere Schwester Dorothea lief ihm dann schnell entgegen und er nahm sie gleich auf seinen Arm. Er liebte Kinder sehr und hat uns das auch gezeigt. Toll waren für uns Kinder auch die vielen Postkarten, die er aus aller Welt an uns schrieb und auf denen immer ein Extragruß an das „Dreimädelhaus” angefügt war.

Ich habe ihn als sehr fröhlichen, lebhaften Mann in Erinnerung, besonders beeindruckten mich damals sein weißes Haar und seine ganz dunklen braunen Augen. Als sehr lustig empfand ich übrigens, dass er den Gürtel unter dem Bauch und mein Vater über dem Bauch trug – war so eine kindliche Beobachtung. Beide liebten gutes Essen sehr und sie führten oft humorvolle Dialoge bezüglich ihrer körperlichen Fülligkeit. Er konnte sehr gut erzählen, wir hörten ihm gern und auch ein wenig ehrfürchtig zu. Wenn es dann zu den gewichtigeren Gesprächen über die Verlagsarbeit, Kulturbundfragen u. ä. kam, sind wir Kinder natürlich nicht mehr dabei gewesen.

Meine ältere Schwester Christine, er nannte sie “meine kleine Stine” (wohl eine Hamburger Koseform für Christine) nahm er in Ahrenshoop oft mit zum Baden und Schwimmen. Er hat auf sie auf seinem Rücken mit ins Wasser genommen, was ihr unheimlichen Spaß gemacht hat. Sie erinnert sich auch an sein Haus in Niederschönhausen, das sehr gemütlich eingerichtet war, es gab viele Bücherregale an den Wänden mit einer großen Bücherleiter, besonders beeindruckend war seine große Bibelsamm-

lung!

Ich selbst hatte als Schülerin eine Jahresarbeit zu schreiben und wählte mir als Thema das Leben des Malers Hein-

Unsere Autorin Irmgard Krause (links) zusammen mit ihren Schwestern Christine (rechts) und Dorothea (Mitte), Foto: Irmgard Krause.

rich Vogeler aus, dessen Lebenserinnerungen Erich Weinert herausgegeben hat. Nun bekam ich durch Willi Bredel die Möglichkeit, mit der Witwe Li Weinert – sie waren Nachbarn in Niederschönhausen – Kontakt aufzunehmen und durch sie mehr über das Buch und das Leben Vogelers zu erfahren. Das war für mich natürlich aufregend und besonders hilfreich.

1964, ich hatte gerade mein Bibliotheksstudium in Berlin aufgenommen, war mein Vater zu einer Gesellschafterbesprechung des Petermänken-Verlages in der Akademie der Künste in Berlin, um sich über die Liquidation des Verlages zu verständigen (eine Notiz über die Sitzung ist im Nachlass meines Vaters vorhanden). Im Verlauf dieser Sitzung bekam Bredel einen Schwächeanfall, man rief schnell medizinische Hilfe herbei und Karl Kleinschmidt, einer der Gesellschafter des Verlages begleitete ihn ins Krankenhaus. Bedauerlicherweise konnte ihm aber nicht mehr geholfen werden und er verstarb noch am gleichen Tag. In den Tagebüchern meines Vaters vom 27.10. und 29.10.1964 finden sich die Einträge:

- „Mein innig verehrter Freund Willi Bredel erlitt einen Herzinfarkt. Konnte ihm noch Freundes-Liebensdienste tun an seinem Lager."
- „Großer Schmerz um Willi"

Rückblickend kann ich sagen, dass Willi Bredel unserer Familie immer sehr nahestand und freundschaftlich verbunden war. Auch meine Mutter und Maj Bredel verstanden sich ausgezeichnet und hatten bis an ihr Lebensende immer noch engen Kontakt.

Irmgard Krause, geb. Bartholomäus

Fehler, Mängel und Ungenauigkeiten: Willi Bredel im neuen Lexikon deutscher Spanienkämpfer 1936–1939

Diese Veröffentlichung ließ lange auf sich warten und hätte für die weitere Erforschung der Geschichte der deutschen Kämpfer für die Spanische Republik eine unverzichtbare und solide Grundlage bilden können.[1] Im Vorwort nennen die beiden Autoren Werner Abel und Enrico Hilbert mehrere Orientierungspunkte für den Aufbau und die inhaltliche Ausgestaltung der Biogramme, die durchaus sinnvoll sind. Sie schreiben:

„Wo es möglich war, wollten wir das berufliche und politische Leben vor und nach Spanien beschreiben. Für Spanien selbst sollten das Datum des Eintreffens, die Einheiten, der Rang oder die Ränge, die Dienststellung, die Orte der Teilnahme an Kämpfen, eventuelle Verwundungen, Disziplinar- und Haftstrafen…wenn möglich genannt werden.“[2]

Wenig erhellend ist allerdings in diesem Zusammenhang der Satz „Zu den einzelnen Personen haben wir mal mehr und mal weniger gefunden.“, der dem ersten Zitat voransteht. Merkwürdigerweise wurden bei Willi Bredel, der ja nicht gerade als unbekannter Spanienkämpfer einzuschätzen ist, eher weniger Informationen gefunden und dann auch noch allerlei falsche. Die Autoren erfüllten bei ihm noch nicht einmal die eigenen Vorgaben, obwohl das ohne riesigen Forschungsaufwand möglich gewesen wäre. Das gilt bei weitem nicht nur für ihn.

Willi Bredels Lehre des Drehers handwerks dauerte bis 1920 und nicht, wie im Lexikon behauptet, bis 1918. Nach dem Verlassen der sozialdemokratischen Arbeiterjugend wurde er 1917 Mitglied der „Freien Jugend“ und

Willi Bredel auf dem II. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur. Links neben ihm: Der deutsche Schriftsteller Ludwig Renn, Stabschef der XI. Internationalen Brigade. Bredel nahm an dieser Konferenz vom 4. bis zum 10. Juli 1937 in den beiden Tagungsorten Madrid und Valencia teil. Foto: WBG-Archiv.

schloss sich 1919 der parteiunabhängigen sozialistischen Jugendorganisation „Freie Proletarische Jugend“ (FPJ) an, die auch eine gleichnamige Zeitschrift herausgab. Ein Jahr später trat Bredel der KPD bei.[3] Der Satz „1923 nahm er am Hamburger Aufstand teil und musste deshalb zwei Jahre ins Gefängnis“ stimmt ebenfalls nicht. Der junge Metallarbeiter wurde kurz nach der Niederschlagung des Aufstandes verhaftet, weil er eine Lieferung Gewehre aus Thüringen aufgekauft und als Maschinenteile deklariert nach Hamburg schicken ließ. Anschließend musste er neun Monate Untersuchungshaft im Gefängnis am Holstenglacis absitzen. Aufgrund einer Amnestie kam Bredel aber bereits im Herbst 1924 wieder frei und brauchte die zweijährige Gefängnisstrafe, zu der er verurteilt worden war, nicht anzutreten.[4] Die genannten Fehler und Ungereimtheiten aus dem Leben Bredels „vor Spanien“ hätten durch eine kurze Kontaktaufnahme mit der Bredel-Gesellschaft leicht vermieden werden können. Dann wäre ja vielleicht auch Bredels literarische Verarbeitung seiner äußerst qualvollen KZ-Haft in dem berühmten Roman „Die Prüfung“ erwähnt worden. Gerade dieses Buch macht es besonders gut nachvollziehbar, warum er 1937 nach Spanien ging, um den Faschismus auch militärisch zu bekämpfen.

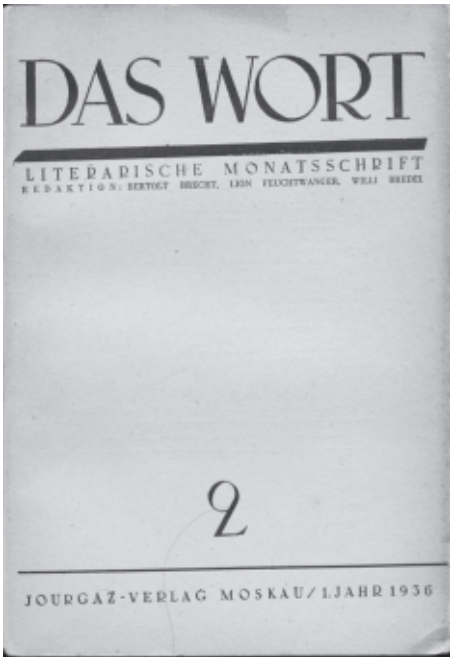
Aber wann kam Bredel nun nach Spanien? Das Lexikon gibt uns eine kurze, aber falsche Information: „Am 22. Juli 1937 kam er aus der UdSSR nach Spanien…“[5]. Die Wahrheit ist etwas komplizierter: Ende Mai verließ er Moskau und reiste nach Finnland. Von Helsinki flog er am 28. Mai nach Paris, wo er zusammen mit seinem Schriftstellerkollegen Erich Weinert auf eine Möglichkeit zur Weiterfahrt nach Spanien wartete. Die Zeit nutzte Bredel u. a. zum Sammeln und Redigieren von Texten für die Literaturzeitschrift „Das Wort“, auf die im Folgenden noch genauer eingegangen wird. Am ersten Juli erreichten die beiden Männer Valencia. Vom vierten bis zum zehnten Juli nahmen sie am

Die Literaturzeitschrift „Das Wort“ gelangte auch nach Spanien: Die Schriftsteller und Autoren des deutschsprachigen Periodikums Egon Erwin Kisch, Erich Weinert und Hans Marchwitza (v. l. n. r.) im Gespräch in Benicasim am Strand des Mittelmeeres. Foto: WBG-Archiv.

II. Internationalen Kongress zur Verteidigung der Kultur in Valencia und Madrid teil.[6] Bredels Mitwirkung an dieser Zusammenkunft führt übrigens auch das Lexikon an. Aber „Halt Stopp!“ wird hier der aufmerksame Leser sagen. Zu dieser Zeit war er doch laut Nachschlagewerk noch gar nicht in Spanien. Das war er in Wirklichkeit aber doch, was Quellen, Literatur und mehrere Fotos zweifelsfrei belegen. Die Autoren haben sich mit dem vermeintlichen Ankunftstermin, 22. Juli, also offensichtlich mal wieder massiv geirrt.

Vollkommen überfordert waren Abel und Hilbert mit der Darstellung Bredels militärischer Aktivitäten, seiner publizistischen Unterstützung der Republik als Mitherausgeber und Redakteur der Literaturzeitschrift „Das Wort“ und seiner eigenen literarischen und journalistischen Arbeiten zum Spanienkrieg. Der interessierte Leser erfährt nämlich nichts darüber. Unglaublich, aber wahr! Über die Gründe kann man nur spekulieren. War es ausschließlich Schlamperei oder wollte man vielleicht Fehler absurderweise dadurch vermeiden, dass man gar nichts schreibt? Möglicherweise beabsichtigten die Autoren ja auch so, das Werk und die Lebensgeschichte des Hamburger Arbeiterschriftstellers herabzusetzen?

Nun einiges zur Zeitschrift „Das Wort“, das auch in das Lexikon gehört hätte. Die Literaturzeitschrift, die vom Juli 1936 bis zum März 1939 zeitgleich mit dem Spanienkrieg erschien, war eines der literarischen Organe der Volksfront. Neben Bredel waren Bertolt Brecht und Lion Feuchtwanger Herausgeber des Blattes. Bredel hat außerdem durch seine Funktion als Redakteur „Das Wort“ von 1936 bis zu seiner Abreise aus Moskau nach Spanien Ende Mai 1937 maßgeblich beeinflusst. Auch nach seiner Rückkehr aus Spanien im Juni 1938 war er von Paris aus zeitweilig zusammen mit Maria Osten bis zur Einstellung für die Zeitschrift tätig. Die starke thematische Orientierung auf



Deckblatt der Zeitschrift, die von Juli 1936 bis März 1939 erschien. Foto: Hans-Kai Möller.

Spanien war in der Redaktion keineswegs unumstritten. Letztendlich setzte sich aber Bredel durch. So erschienen in insgesamt 32 Heften rund 100 Beiträge zum Spanienkrieg. Sie decken große Teile des gesamten Gattungsspektrums der deutschen Exilliteratur zum Spanienkrieg wie u. a. Erzählungen, Reportagen, Essays, Autobiographisches, Reden, Lyrik und sogar Dramen ab. Bredel

selbst steuerte fünf Beiträge dazu bei.[7]

Im Dezember 1937 erhielt er von der Leitung der Internationalen Brigaden den Auftrag, ein ca. 600 Seiten umfassendes Buch mit vielen Fotos über die Geschichte der 11. Internationalen Brigade zu verfassen. Parallel dazu begann er die stark autobiographische Roman-Chronik „Begegnung am Ebro“. Nach vielen Schwierigkeiten beim Verfassen und der Herstellung des Buches konnte

Willi Bredel als Kriegskommissar, 1937. Foto: WBG-Archiv.

es im Dezember 1938 im neu gegründeten Exilverlag „10. Mai“ in Paris erscheinen. Im Mai 1948 brachte Bredel in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone eine tiefgreifende Neufassung des Werkes heraus, die allerdings in der Darstellung der ungeglätteten Wirklichkeit nicht an die Urfassung heranreicht.[8] Erstmals in der DDR erschien der Text der fast vergessenen Pariser Erstausgabe im Jahr 1977 im zweiten der beiden Bände „Spanienkrieg“, die fast alle Publikationen Bredels, die sich mit dem Thema befassen, vereint.[9] Diese Basisliteratur wird aber weder in den Literaturhinweisen noch unter dem Stichwort „Willi Bredel“ des Lexikons genannt.[10] Auch hier stellt sich die Frage: Mangelnde Sorgfalt oder unlautere Absicht?

Abschließend noch einige Anmerkungen zum militärischen Einsatz des Schriftstellers, einem Thema, zu dem man ja nach den im Vorwort formulierten Ansprüchen einige handfeste Fakten erwarten sollte. Aber auch hier wieder: Fehlanzeige! Der Leser erfährt lediglich, dass Bredel von August bis Oktober 1937 im Thälmann-Bataillon der 11. Internationalen Brigade war. Dies ist auch wieder nur halb richtig, denn sein Einsatz dauerte bis zum 11. November 1937.[11] Wesentlich problematischer ist allerdings, dass dem Nutzer des Lexikons „die Orte der Teilnahme an Kämpfen“ vorenthalten werden. Mit wenig Aufwand hätte man etwa die folgende Eintragung vom 30.8.1937 in seinem spanischen Tagebuch finden können:

„Meine Feuerprobe liegt hinter mir. Wir haben Quinto gestürmt. Meine erste Schlacht. Seit 10 Tagen bin ich erst im Bataillon und habe nie eine militärische Ausbildung erhalten, sollte nur die

politische Betreuung der Kameraden übernehmen, musste aber gleich beim ersten Kampf den Kommandanten des Bataillons spielen (Der Bataillonskommandant Georg Elsner war kurz zuvor gefallen, Anm. H.K.M.). Und es ging - zu meiner eigenen allergrößten Überraschung - ziemlich glatt…".12

Das Thälmann-Bataillon auf dem Marsch an die Aragonfront. Erste Reihe, Mitte: Georg Elsner, zweite Reihe, Mitte: Willi Bredel (mit Baskenmütze), 1937. Foto: WBG-Archiv.

Außerdem nahm Bredel Anfang September 1937 an der Eroberung Belchites sowie am Kampf in den Bergen bei Mediana am Berg Sillero gegen faschistische Entlastungsangriffe teil.[13]

Auf eine kritische Auseinandersetzung mit der mageren, blutleeren Darstellung seines „Lebens nach Spanien" bzw. der Nicht-Darstellung ganz wesentlicher Punkte aus diesem Lebensabschnitt muss ich aus Platzgründen leider verzichten. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich möglichst viele kompetente Rezensenten mit den zahlreichen Fehlern, Unzulänglichkeiten und Leerstellen des Buches intensiv und kritisch auseinandersetzen. Sie würden damit nicht nur der Forschung, sondern auch den Spanienkämpfern und ihrem Andenken einen großen Dienst erweisen.

Hans-Kai Möller

---

1 Werner Abel, Enrico Hilbert unter Mitarbeit von Harald Wittstock, Friedrich Villis und Dieter Nelles: „Sie werden nicht durchkommen", Deutsche an der Seite der Spanischen Republik und der sozialen Revolution, Band 1, Lich/Hessen 1. Auflage 2015.

2 Ebenda, S. 8.

3 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin (SAPMO), Akte DY 30/IV 2/11/ v 44 (Kaderakte Willi Bredel).

4 Willi Bredel: Aus meinem Leben (um 1934), in: Manfred Hahn: Willi Bredel 1901–1964, Berlin 1976, S. 42.

5 Abel, Hilbert, S. 86.

6 Spanienkrieg II (Siehe Anmerkung 9), S. 363.

7 Vgl. nfa: Der Spanienkrieg und seine Darstellung in der Literaturzeitschrift „Das Wort“, in: Willi-Bredel-Gesellschaft-Geschichtswerkstatt e. V., Rundbrief 2008, 19. Jg., S. 4–11.

8 Vgl. Hans-Kai Möller: Bücher haben ihre Schicksale, Begegnung am Ebro – Willi Bredels Spanien-Roman, in: Willi-Bredel-Gesellschaft-Geschichtswerkstatt e. V., Rundbrief 2007, 18. Jg., S. 40–45.

9 Willi Bredel: Spanienkrieg I, Zur Geschichte der 11. Internationalen Brigade; Spanienkrieg II, Begegnung am Ebro, Schriften, Dokumente, Berlin und Weimar 1. Auflage 1977, beide Bände wurden von Manfred Hahn herausgegeben.

10 Abel, Hilbert, S. 13 und S. 86/87.

11 Spanienkrieg II, S. 368.

12 Willi Bredel: Aus meinem spanischen Tagebuch, Eintragung 30.8.1937, Codo, in: Spanienkrieg II, S. 287/288.

13 Spanienkrieg II, S. 366.

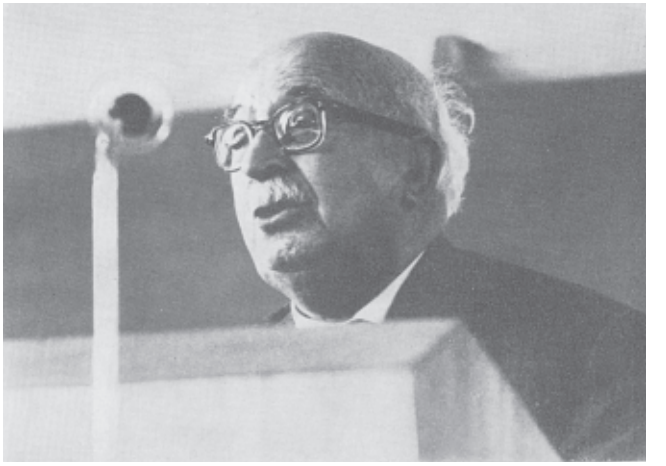
Arnold Zweig und Willi Bredel – eine Schriftstellerfreundschaft

Zurückgekehrt aus der Emigration „von Ost und West wurden wir wirkliche Freunde, echte literarische, politische und menschliche Kameraden; und hält uns auch ein Zeitraum von dreizehn Lebensjahren auseinander, so bleibt dies erfreulicherweise die einzige Differenz zwischen dem prachtvollen Schriftstellerkollegen Willi Bredel aus Hamburg und seinem Nachbarn...“.[1] Diese Zeilen schrieb Arnold Zweig seinem jüngeren Schriftstellerkollegen Willi Bredel. Sie haben sich gut verstanden und sich gegenseitig sehr geachtet. In ihrer natürlichen Art mochten sie sich. Sie hatten sich im Exil kennengelernt, aber erst in der DDR fanden sie gemeinsame Betätigungsfelder im Kulturbund, im Schriftstellerverband und der Akademie der Künste. Sie wohnten im Norden von Berlin kaum hundert Meter voneinander entfernt. Sie verband Freundschaft und Nachbarschaft, obwohl sie ganz unterschiedlich aufgewachsen waren.

Arnold Zweig wurde 1887 im niederschlesischen Glogau an der Oder geboren und war im Gegensatz zu dem in proletarischen Verhältnissen aufgewachsenen Bredel in einer bürgerlich geprägten Umgebung groß geworden, die ihm Abitur und ein Studium der Germanistik, Philosophie und Psychologie ermöglichte. Der Erste Weltkrieg war für Arnold Zweig das Grunderlebnis, das sein Leben völlig veränderte. Anfänglich kriegsbegeistert, lernte er im Stellungskrieg vor Verdun den Schrecken des Krieges kennen und nannte ihn „die schwerste Zeit meines Lebens“. Ohne dieses Grunderlebnis hätte er den Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ nicht schreiben können. Der literarisch

interessierte junge Willi Bredel las sehr früh den „Grischa“, doch später darüber mehr. Als Arnold Zweig 1933 als jüdischer Autor vor den Faschisten aus Deutschland floh, war er einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller.

Im Gegensatz zu Arnold Zweig gehörte Bredel zur kleinen Schar entschlossener Kriegsgegner, verließ die sozialdemokratische Jugendorganisation und trat



Arnold Zweig in der Hamburger Universität am 8. April 1961. Foto: Georg Wenzel: Arnold Zweig 1887–1968, Berlin/Weimar 1978.

1920 der KPD bei. Im Gegensatz zum erfolgreichen Schriftsteller Zweig wurde Bredel aufgrund seines politischen Engagements mehrfach festgenommen und in einem der ersten Konzentrationslager der Nazis, dem KZ Fuhlsbüttel, über ein Jahr festgehalten und gefoltert. In dem dokumentarischen Roman „Die Prüfung“ hat Bredel die schrecklichen Erlebnisse, die grauenvollen Leiden, die Foltermethoden der Faschisten dargestellt. Die KZ-Haft und ihre literarische Verarbeitung waren für Willi Bredel das Grunderlebnis seines Lebens. Was für Arnold Zweig der „Grischa“, war für Willi Bredel „Die Prüfung“.

Den linksbürgerlichen Dichter Zweig und den proletarischen Schriftsteller Bredel führte die Zeit des Exils und der Kampf gegen den Faschismus zusammen. Während sich Bredel im Exil zu einem jungen ernstzunehmenden Schriftsteller entwickelte und zusammen mit Brecht und Feuchtwanger Herausgeber der bedeutenden literarischen Zeitschrift, „Das Wort“ wurde, hatte Zweig, der nach Palästina emigriert war, aufgrund schwieriger Publikationsmöglichkeiten finanzielle Probleme und konnte kaum seinen Lebensunterhalt bestreiten.

Bredel und Zweig lernten sich um 1935 in Paris in einem Gartenrestaurant auf den Champs Élysées kennen.[2] Es scheint zunächst ihre einzige Begegnung im Exil gewesen sein. Sie blieben jedoch in Kontakt. Denn in der seit Mitte 1936 u. a. von Bredel herausgegebenen Literaturzeitschrift „Das Wort“ veröffentlichte Zweig mehrere Beiträge. Die Einstellung der Zeitschrift im März 1939 führte nicht zum Abbruch ihres Kontaktes. In einem Brief an Feuchtwanger schrieb Zweig im März 1944, dass seine Beziehungen zu Becher und Bredel bes-

ser denn je seien.“[3] 1946 bat er in einem Brief an Louis Fürnberg darum, „alle Freunde [zu grüßen], besonders Becher und Bredel“.[4]

Zweig hatte sich im Exil von seiner bürgerlichen politischen Einstellung gelöst und sich wie viele andere Emigranten sozialistischen Positionen zugewandt, setzte sich für eine antifaschistische Bündnispolitik ein und gründete zusammen mit Louis Fürnberg eine antifaschistische Liga zur Hilfeleistung für die Sowjetunion mit Namen „Help for USSR“. Nachdem seine Situation in Palästina nach Kriegsende sowohl wirtschaftlich als auch künstlerisch untragbar geworden war, entschied sich Zweig 1948 für eine Übersiedlung in die entstehende DDR. Seit seiner Ankunft in Berlin dürfte Zweig mit Bredel regelmäßig in Kontakt gestanden haben. Beide nahmen Ende des Jahres 1948 und 1949 an der Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden teil. Johannes R. Becher, Bernhard Kellermann, Willi Bredel und Arnold Zweig gehörten zu den Abgeordneten, die den Kulturbund im Deutschen Volksrat, in der provisorischen Volkskammer und schließlich in der Volkskammer der DDR vertraten.

In der Akademie der Künste arbeiteten Zweig und Bredel rund ein Jahrzehnt eng zusammen. Am 21. März 1950 wurde Zweig zum Präsidenten und 1953 Bredel zum Mitglied gewählt. Dort trafen sie sich regelmäßig zu den Sitzungen und Veranstaltungen. Bredel wird dem Älteren seinen Respekt gezollt und sich Zweigs Vorschlägen gegenüber wohlwollend verhalten haben. So wuchsen Sympathie und Autorität auf beiden Seiten. Bis 1953 blieb Zweig Präsident und später bis zu seinem Tode Ehrenpräsident.[5] Bredel wurde 1956 Vize- und ab 1962 Präsident der Akademie.

PEN-Club-Tagung in Hamburg in dem Club „Die Insel“. V.l.n.r.: Stephan Hermlin, Bruno Apitz, Willi Bredel, Arnold Zweig, Ludwig Renn. 2. Reihe: Marcel Reich-Ranicki, Ernst Bloch. 3. Reihe, Mitte: Wieland Herzfelde. 8.4.1961. Foto: WBG-Archiv.

Während seiner Präsidentschaft musste sich Zweig mit einer Reihe von Problemen herumschlagen. Es gab noch kein Programm, kein Statut und keinerlei Erfahrungen. Die Mitglieder hatten sehr unterschiedliche Vorstellungen von einer freien Kunstpolitik, waren deshalb oft

unzufrieden bzw. fühlten sich nicht ernst genommen. Johannes R. Becher war der Stellvertreter Zweigs, der Zweig gewähren ließ, als der eine von den Parteien unabhängige Kunstpolitik anstrebte. Über die Ausrichtung der Akademie gab es über Jahre eine intensive Debatte. Sollte sie die höchste Instanz für die Kunst der DDR sein oder vor allem die Einheit der deutschen Kultur verteidigen und nach Westdeutschland wirken oder wie Becher, Zweig, Felsenstein und Bredel betonten, beides sein? Mir scheint, dass Becher und Zweig einer Meinung waren, während sich Bredel sehr zurückhielt. Die SED und die staatlichen Organe wiederum waren unzufrieden, dass die Beschlüsse der SED kaum beachtet wurden. Dies führte zu ständigen Reibereien. Während sich Bredel und Becher mit der realen Lage abgefunden hatten, opponierte Zweig im Rahmen seiner Möglichkeiten. So „notierte [er] 1951 in einem Brief, wie 'ernst und idealistisch es die Partei mit den Künstlern meint und wie wenig wir uns daran gebunden halten, ohne etwa in Gegnerschaft zu verfallen. Hier ist alles guter Wille, und dem amusischen Bürokratius stellen wir uns als Front der Akademie der Künste aufs heiterste entgegen.“[6] 1953 war Zweig direkt von der staatlichen Einmischung betroffen, als die Romanverfilmung seines Romans „Das Beil von Wandsbek“ verboten wurde. Das blieb bei ihm eine offene Wunde und trug zu seinem Rücktritt als Akademiepräsident bei. Zweig kritisierte auch weiterhin die politische Entwicklung in der DDR und forderte zum Beispiel demokratische Rechte für die Volkskammer ein. Er wollte eine Demokratisierung der DDR, damit die Volkskammer eine wirkliche Volksvertretung werde.[7]

Die Wahl von Willi Bredel zum Präsidenten der Akademie begrüßte Arnold Zweig, was aus einem Schreiben an Stephan Hermlin hervorgeht: “Da wir erfreulicherweise Willi Bredel zum Präsidenten machen werden, kann dieser 18. Mai gute Früchte tragen.“[8] Leider ging dieser Wunsch nicht voll in Erfüllung, denn erstens war Bredel bis zu seinem Tod nur zwei Jahre Präsident und zweitens musste Bredel viele ungelöste Probleme klären. Die Führung der SED griff die Leitung der Akademie scharf an, verglich sie mit dem „englischen Oberhaus, wo ein Lord dem anderen nicht weh tut und der Präsident keine Macht hat...“. Bredel müsse den „Zustand ideologischer Koexistenz und beschaulicher akademischer Würde“[9] überwinden. Im Gegensatz zu Zweig fehlte Bredel als Akademiepräsident der Handlungsspielraum gegenüber der Partei, um eine eigenständige Ausrichtung der Akademie zu entwickeln. Der Zeitzeuge und Kenner der Akademie, Professor Hans Mayer, kommt zum Ergebnis, „daß Willi Bredel an diesen Dingen auch zugrunde gegangen ist“.[10] Bredel entschied zum Beispiel, den Dichter Peter Huchel wegen dessen Vorliebe für literarische Arbeiten, die auch im Feuilleton der ZEIT hätten erscheinen können, von der Leitung der Zeitschrift „Sinn und Form“ zu entbinden. Zweig war in diesem Fall mit Bredels Entscheidung nicht einverstanden. Hier zeigt sich, dass in Fragen der Kulturpolitik durchaus Unterschiede bestanden. Einerseits lobte Zweig die offene Art und fruchtbaren Streitgespräche mit Willi Bredel.[11] Andererseits brachte er zum Ausdruck, dass weder Becher noch Bredel in schwierigen Problemen

genug Verständnis für ihn aufbringen würden und ihnen „der Sinn für bestimmte Fragen abgeht“.[12] So hätte Zweig sich gewünscht, dass Becher und Bredel sich mehr für ihn einsetzten, sodass sein Film „Das Beil von Wandsbek“, seine Werke über Sigmund Freud und das Judentum hätten in der DDR erscheinen können.

Ausstellung in der Akademie der Künste. 1. Reihe: Willi Bredel (links), Arnold Zweig (rechts), 23.3.1960. Foto: WBG-Archiv.

Zu einer Freundschaft gehört, dass die Werke des Anderen gelesen und besprochen werden. Oftmals geben diese Gespräche Anregungen für das eigene literarische Schaffen. Willi Bredel äußerte zum „Grischa“ Zweigs: „Längst vorher, als ich nicht einmal zu träumen wagte, daß auch ich einmal ein literarisch Schaffender werden könnte, warst Du mir durch Deinen Roman 'Der Streit um den Sergeanten Grischa' bekannt. Mit welcher Erschütterung habe ich ihn gelesen. Wie habe ich um Grischa gebangt, wie um ihn gelitten, wie für ihn gehofft. Wie oft saß mir das Schlucken in der Kehle, und wie musste ich auch wieder zuweilen auflächeln. In meinen schlimmsten Tagen und Wochen im Konzentrationslager, als ich in Dunkelhaft saß, veranstaltete ich mir, um meinen Geist wach und meine Widerstandskräfte mobil zu erhalten, unter anderem auch 'Literarische Stunden' ... Eine dieser 'Stunden' … widmete ich Deinem 'Grischa', einem meiner Lieblingsbücher, das ich mit Nexös 'Pelle' auf meinem Bücherregal bei den Klassikern eingereiht hatte. Jahre später, als ich plötzlich schriftstellerischer Nachwuchs war, habe ich Deinen 'Grischa' wieder gelesen, und nicht nur einmal, aber mit 'neuen Augen', mich nur als Leser, sondern auch als angehender Schriftsteller. Dies Werk war für mich das Musterbeispiel eines Meisterromans, in dem ich vor allem Deine 'Fischgräten-Theorie' gültig bestätigt fand. Staunend habe ich die Komposition dieses Werkes, die weitgespannte Handlung, die sich doch nie verliert, die epische, ich möchte nicht sagen Breite, sondern Geduld bewundert, die Detailtreue, das psychologische Einfühlungsvermögen, die Sprache, die Dialoge, die Gestaltung der vielen und unterschiedlichsten Menschen, unverwechselbar und

unvergesslich. Aber immer wieder habe ich vor allem Deinen russischen Sergeanten bewundert. In den letzten Winkel seines Wesens hast Du hineingeleuchtet, noch in seine Träume, und noch heute denke ich manchmal, wenn ich einem sowjetischen Soldaten begegne: wie Grischa. Für mich ist Dein Grischa der erste gelungene, absolut lebenswahre Russe in der deutschen Romanliteratur.“[13] Bredel hob hervor, dass er in der Sowjetunion viele russische Menschen kennengelernt hatte und er sich dabei immer an Grischa erinnert fühlte. Mit diesem Meisterwerk hätte Zweig der deutsch-russischen Freundschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen.[14]

Mitglieder der Akademie der Künste. V.l.n.r.: Otto Nagel, Ludwig Renn, Arnold Zweig, Hans Marchwitza, Willi Bredel. Foto: Karl-Heinz Höfer: Willi Bredel, Leipzig 1976, S. 82.

Arnold Zweig wusste nur aus der Presse, dass Willi Bredel das KZ Fuhlsbüttel überlebt hat, sonst nichts. 1936 erhielt er Bredels „Prüfung“ und erinnerte sich: „Als ich vor fünfundzwanzig Jahren das erste mir zugesandte Exemplar von Willi Bredels 'Prüfung' in Händen hielt, konnte ich es also längst nicht mehr selber entziffern. Die freundlichen Menschen, welche mir damals vorlasen, widersetzten sich meiner Bitte: 'Unmöglich kann man Ihnen das laut vor Ohren bringen. So schauerliche Dinge, wie sie hier berichtet werden, und noch dazu so eindrucksvoll berichtet, darf man nur still für sich zur Kenntnis nehmen – weder aussprechen noch hören' Und dabei blieb es vorläufig.“[15] Zweig ließ in seinem 1943 erstmals veröffentlichten Werk „Das Beil von Wandsbek“ Teile der Handlung im KZ Fuhlsbüttel spielen. Bredels Darstellung hat Zweig sicher zu den Beschreibungen des KZ angeregt, das er ja selbst nie zu Gesicht bekommen hatte. Zweig äußerte sich schriftlich 1961 zu einem weiteren Werk von Bredel und schrieb: „Zum Glück hatte ich jetzt Zeit, mir sein neues Buch über seine Vaterstadt Hamburg 'Unter Türmen und Masten' vorlesen zu lassen, eine Prosa, so leicht, dicht und mit Anschauung und stillem Humor geladen, wie sie nur je einem reifen starken Talent gelang. Aus zurückgekehrten Emigranten von Ost und West wurden wir wirkliche Freunde.“[16]

Als Zeitzeuge habe ich sie oft erlebt und war immer voller Begeisterung und Bewunderung über diese prächtigen

Menschen und Antifaschisten, die damals meiner Generation Vorbild waren und bis heute geblieben sind. Arnold Zweig hat sein ganzes Leben sehr intime Freundschaften mit Sigmund Freud, Lion Feuchtwanger und Louis Fürnberg gepflegt. Wenn er nun das Verhältnis zu Willi Bredel als Schriftstellerfreundschaft[17] deklarierte, dann ist dies ein Ausdruck hoher Wertschätzung gewesen.

Karl Heinz Schulmeister

---

1 Willi Bredel: Dokumente seines Lebens, Berlin 1961, S. 269.

2 Arnold Zweig: Ein Almanach. Briefe, Glückwünsche, Aufsätze, Berlin 1962, S. 17.

3 Lion Feuchtwanger/Arnold Zweig: Briefwechsel, Band 1, Berlin und Weimar, 1984, S. 290.

4 Der Briefwechsel zwischen Louis Fürnberg und Arnold Zweig. Dokumente einer Freundschaft, Berlin und Weimar 1978, S. 148.

5 Siehe ausführliche Darstellung: Dieter Schiller: Arnold Zweig in der Akademie der Künste, Schriftenreihe „Pankower Vorträge“, Heft 29, Berlin 2000.

6 Arnold Zweig: 1887–1968. Werk und Leben in Dokumenten und Bildern, Berlin und Weimar 1978, S. 123, siehe auch: Zwischen Diskussion und Disziplin, Dokumente zur Geschichte der Akademie der Künste (Ost) 1945–1993, Archiv der Akademie der Künstler, Henschelverlag.

7 Karl Heinz Schulmeister: Zwischen Hoffnung und Enttäuschung. A. Zweigs Wirken im Kulturbund, Pankower Vorträge, Heft 16, 1999; S. 16ff.

8 Briefe an Hermlin, 1946–1984, Berlin/Weimar 1985, S. 86.

9 Dokumente zur Geschichte der Akademie der Künste (Ost), S. 270.

10 Hans Mayer: Wendezeiten. Über Deutsche und Deutschland, Frankfurt am Main 1993, S. 385.

11 Lion Feuchtwanger/Arnold Zweig: Briefwechsel 1933–1958, Band 2, Berlin und Weimar, 1984, S. 163, 308.

12 Ebenda, S. 164.

13 Arnold Zweig: Deutscher Kulturbund, Berlin 1962, S. 28.

14 Ebenda, S. 19.

15 Willi Bredel, 1961, S. 268.

16 Ebenda, S. 269.

17 Ebenda, S. 268.

Das Auge der Bredels
Exkursion nach Dresden

„Willkommen zur 35. Exkursion der Willi-Bredel-Gesellschaft“ begrüßt uns René scherzhaft im Namen der Organisatoren dieser Reise, Silke Knoche und René Senenko, am Abend des 14. Mai 2015 im „Scheunencafé“, dem Restaurant eines alternativen Kulturzentrums an der Alaunstraße in Dresdens Neustadt. Fünfunddreißig Exkursionen? Das kann nicht sein. Jeder rechnet: Also ich war in Potsdam mit, ich in Prag. Warst Du nicht damals in Kassel dabei? Nein, das war doch in Buckow. Kopenhagen? Klar, und auch im Ruhrpott. Und Nürnberg.

Wir haben sie niemals gezählt, wie die Filmtage, aber die Bredel-Gesellschaft verbindet mit ihren jährlichen Exkursionen schon seit über 20 Jahren die politische Bildung mit der Freude am gemeinsamen Erkunden einer Stadt oder einer Region, eines Themas und der vorgefundenen Gastronomie.

Dresden war glücklicherweise keine Fahrt ins „Herz der Pegida“, sondern brachte uns zuerst einmal in die Neustadt, einem bunten Szene-Stadtteil, der an das Hamburger Karolinen-Viertel erinnert. Hier machen junge Leute Party in Schischa-Kneipen, sitzen an der Kreuzung Louisenstraße/Görlitzer auf den Fensterbänken der Läden mit Flasche oder Couscous in der Hand. Hier sind indische Restaurants in der Mehrzahl, afrikanisches Kunsthandwerk und Galerien sorgen für ein vielfältiges Flair, „Refugees Welcome“-Aufkleber demonstrieren eine Willkommenskultur in der „Bunten Republik Neustadt“.

Da will auch die bürgerliche Kultur nicht hintanstehen und am nächsten Tag können wir an der „Staatlichen Akademie für Bildende Künste“ an der Brühlschen Terrasse auf einem riesigen Transparent ein Zitat von Goethe lesen: „Das

Mit einem Zitat von Goethe wird an der Brühlschen Terrasse für ein Bild von Dresden jenseits von Fremdenfeindlichkeit und Pegida geworben, 14.05.2015. Foto: Holger Tilicki.

Land, das die Fremden nicht beschützt, geht bald unter.“ Eine eindringliche Bitte, Dresden nicht mit Fremdenfeindlichkeit zu identifizieren. Von hier aus bringt uns der Raddampfer „August der Starke“ die Elbe aufwärts bis kurz hinter das

„Blaue Wunder“, erbaut 1893 als eine der ersten Eisenbrücken dieser Spannweite, welche keine Strompfeiler in der Elbe benötigte. Sie wurde 1945 als einzige nicht zerstört, sondern von Dresdner Antifaschisten vor der Sprengung durch die Wehrmacht gerettet. Vom Schiff aus können wir auch schon die Ziele des heutigen Nachmittags sehen: den „Weißen Hirsch“ und den „Schillergarten“.

Leider ist unser Zeitzeuge Frido Seydewitz, Sohn des ersten Ministerpräsidenten von Sachsen nach 1945, Max Seydewitz, erkrankt und so haben wir etwas Freiraum für individuelle Entdeckungen. Um 15:00 Uhr geht es mit der Tram zum nächsten gemeinsamen Teil der Exkursion in den „Kurort Weißer Hirsch-Dresden“, einem der reinen Villenstadtteile dieser Stadt. Unsere Aufgabe ist es, die Wohnhäuser des Schriftstellers Martin Andersen Nexö, einem Freund Willi Bredels und dem Vorsitzenden der „Bewegung Freies Deutschland“ im Exil, Ludwig Renn, zu suchen. Die Adressen werden uns gegeben und so wird es ein entspannter Spaziergang durch ein altes Villenviertel mit blühenden Bäumen.

Am Zaun der Villa Collenbuschstraße 4, in der Andersen Nexö von 1952 bis zu seinem Tode 1954 wohnte, hängt sogar eine Gedenktafel, aber auf mehrmaliges Klingeln macht der heutige Besitzer nicht auf. Raschid kommt mit einer älteren Passantin ins Gespräch, die tatsächlich noch den Dichter und seine Frau persönlich erlebt hatte und uns auch einige Hintergründe zu den heutigen Besitzverhältnissen der Villa sowie der Nachkriegsgeschichte des Stadtteils aus eigenem Erleben schildern kann. Georg zitiert Bredel via Smartphone aus einem unserer Rundbriefe über die letzten Tage Andersen Nexös.

Die Bredels vor der Villa Collenbuschstraße 4, in der Andersen Nexö von 1952 bis zu seinem Tode 1954 wohnte. Die Gedenktafel haben wir zur besseren Lesbarkeit oben links einkopiert. Foto und Collage: René Senenko.

Gemeinsam mit Erich Kästner war Ludwig Renn 1947 ins – nunmehr zerstörte – Dresden, die Heimatstadt der beiden, zurückgekehrt. Für Ludwig Renn war es die Rückkehr aus dem Exil. In den nun folgenden Nachkriegsjahren bezog er in Dresden verschiedene Adres-

sen; die letzte Wohnung jedoch, bevor er als Schriftsteller nach Berlin ging, war jene in der Plattleite 38 auf dem Weißen Hirsch, wo er ab 1949 fast zwei Jahre zubrachte. Die heutige junge Bewohnerin gibt uns allerdings fälschlich die Auskunft, dass er wohl dort nur ganz kurz gewohnt habe.

Bekannt geworden ist der Weiße Hirsch auch als Wohnsitz und Arbeitsplatz des Naturwissenschaftlers Manfred

Im „Schillergarten“ an der Elbe in der Nähe des „Blauen Wunders“ genießen wir heimische Biere und andere Erfrischungen sowie bodenständiges Essen, 14.05.2015. Foto: Holger Tilicki.

von Ardenne, an dessen ehemaligem Haus und dem heutigen modernen Firmensitz des „Von-Ardenne-Instituts für Angewandte Medizinische Forschung GmbH“ kommen wir auch vorbei. Nach der Talfahrt mit der Standseilbahn und Überquerung der Elbe über das „Blaue Wunder“, erreichen wir den versprochenen „Schillergarten“, wo uns im Schatten der historischen Brücke an der Elbe sitzend, heimische Biere und andere Erfrischungen sowie bodenständiges Essen geboten werden.

Dem „Panometer“ nähern wir uns am nächsten Tag mit der Frage, ob ein riesiges Wandgemälde über die Bombardierung Dresdens im Februar 1945 den rechten Opfermythos bestärkt, oder zur kritischen Auseinandersetzung mit Faschismus und Krieg anregt. Zu Anfang wird man durch einige Räume mit Informationstafeln über die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und dem Beginn der Nazizeit geleitet, die schon durch Lichteffekte und Multimedia über die reine Information hinaus emotional wirken sollen. Während man die große Halle mit dem 360°-Bild betritt, wird man erst einmal von den Scheinwerfern, die das Gemälde anstrahlen, geblendet und muss sich dadurch in der umgebenden Szenerie neu zurechtfinden. In der Mitte des ehemaligen Gasometers steht ein Aussichtsturm, von dem aus man auf die zerstörte Stadt blicken kann. Rund um den Turm stehen Tafeln mit dem Namen jeweils einer zerstörten Stadt, wie z. B. Warschau – Hamburg – Leningrad – Guernica – Berlin – London usw. mit ei-

nem Informationstext über die Umstände der Zerstörung und die Zahl der Toten.

Trotz der schonungslosen Information über die Zeit des Nationalsozialismus verbleiben die Ausstellungstexte zu sehr im Schema „linke und rechte Extremisten zerstörten die Weimarer Republik“ und die Information, dass Hitlers Angriffskrieg auf die Sowjetunion ein Kampf der Ideologien war, fehlt völlig. Es wird ausschließlich der rassistische Teil – Kampf gegen „slawische Untermenschen“ und Juden – benannt und greift damit zu kurz.

Sicherlich will der Künstler Yadegar Asisi durch das gleichberechtigte Nebeneinander der im Zweiten Weltkrieg bombardierten Städte ein allgemeines Plädoyer für den Frieden halten. Persönlich bin ich jedoch der Meinung, dass er es dem Auge des Betrachters überlässt, ob er beim Anblick der detailliert ausgearbeiteten Ansicht des zerstörten Dresdens, umgeben von Licht- und Soundinszenierungen, Wut auf den alliierten Bombenkrieg bekommt oder ein Verständnis dafür, dass hier der Krieg massiv in das Land zurückkehrte, von dem er ausgegangen war.

Mit Bus und Bahn einmal quer durch die Stadt geht es danach in das kleinste Landschaftsschutzgebiet der Region, dem Zschoner Grund. Hier wartet ein lauschiger Biergarten auf uns und eine launige Mühlenführung durch die Vorsitzende des „Kulturvereins Zschoner Mühle e.V.“, Eva Johne. Die Geschichte der Mühle, die Technik des Mahlens und die Mühlengeister sind Thema ihrer Ausführungen. Den Rückweg wandern die meisten Exkursionsteilnehmer geführt von Naturfreund Günter Liehr entlang des kleinen Zschonerbaches zur nächsten Trambahnhaltestelle.

Wolfgang Hesse, Hauptkurator der Ausstellung „Das Auge des Arbeiters“ führte uns anhand der Exponate durch die Geschichte der Arbeiterfotografie in Sachsen, 15.05.2016. Foto: Holger Tilicki.

Die Bredel-Exkursionen zeichnen sich durch ein hohes Maß von Eigenständigkeit der Teilnehmer aus. So geht man durchaus mal eigene Wege und Claudia, Thomas und ich treffen an diesem Abend einen Großteil der Gruppe zufällig in der „Dresdner Pfanne“ wieder, einem ruhigen Hinterhof-Restaurant

mitten im Dschungel der Neustadt mit Küche „wie von unseren Großeltern“, doch die Herren, die uns bedienen, werden im Laufe des Abends zu Damen. Also doch nicht ganz so kreuzbürgerlich, wie es den Anschein hatte. Einige unserer Gourmets verbringen den Abend im Kuppelrestaurant in der „Yenidze“, einer im Stil einer Moschee zwischen 1907 und 1909 vom Architekten Martin Hammitzsch erbauten ehemaligen Zigarettenfabrik mit einem fantastischen Blick über die ganze Stadt.

Für mich als ehemaligen Amateurfotografen mit eigenem Labor und Fan der klassischen Schwarz-Weiß-Fotografie, kommt der interessanteste Teil der Reise am Sonntagmorgen im Stadtmuseum Dresden: die Ausstellung „Das Auge des Arbeiters: Arbeiterfotografie in der Weimarer Republik“. Hier werden wir vom Hauptkurator der Ausstellung, Wolfgang Hesse, geführt, der uns lebendig in die Geschichte der Arbeiterfotografie einführt und uns die ausgestellten Fotografen an Bildbeispielen vorstellt. Er erklärt uns die Arbeit der wichtigen Zeitschriften „Der Arbeiterfotograf“ und „AIZ Arbeiter-Illustrierte-Zeitung“. Die persönliche Situation des Arbeiters als Fotografen, die politische Intention, das veröffentlichte Bild und das nicht veröffentlichte Bild, sein Stil, das Material, die dargestellten Personen und Ereignisse – alles ist zum Verständnis wichtig. Da Wolfgang Hesse seit 2009 die proletarische Amateurfotografie in Sachsen erforscht, kann er durch sein Hintergrundwissen das „Auge der Bredels“ für das schärfen, was die historischen Aufnahmen vermitteln. Die Bredel-Gesellschaft freute sich sehr über einen mit Widmung versehenen Ausstellungskatalog.

Was wollte uns dieser Artikel vermitteln: Lust auf die nächste Exkursion!

Holger Tilicki

23. Fuhlsbüttler Filmtage: Ein Rückblick

Die 23. Fuhlsbüttler Filmtage, die dieses Mal erst Anfang Dezember 2015 stattfanden, waren der filmischen Verarbeitung von Ereignissen gewidmet, die in Zusammenhang mit dem 8. Mai 1945, der Befreiung vom deutschen Faschismus, stehen. Den Veranstaltern ging es darum, eine tragische und eine verhältnismäßig positive Episode dieses wohl bedeutendsten Ereignisses der jüngsten europäischen Geschichte filmisch zu veranschaulichen, was ihnen mit den beiden Filmen „Der Fall Cap Arcona“ und „Nackt unter Wölfen“ in der Verfilmung von Frank Beyer von 1963 eindrucksvoll gelang. In beiden

Filmen werden Ereignisse der Befreiung geschildert, die die Extreme des 8. Mai verdeutlichen, nämlich das Glück vieler Menschen, dem mörderischen Regime des deutschen Faschismus lebend entronnen zu sein und die Tragik vieler anderer, die wenige Stunden vor der Befreiung durch das Wirken von SS, Wehrmacht und fanatisierter deutscher Bevölkerung ermordet wurden. Der am

Gedenkstätte für die Opfer der 'Cap Arcona' und 'Thielbek' in Grevesmühlen, 2015. Foto: nfa.

ersten Tag gezeigte und 1995 unter der Regie von Günter Klaucke und Karl Ulrich Hermann entstandene Dokumentarfilm über die Versenkung der KZ-Schiffe „Cap Arcona“ und „Thielbek“ in der Lübecker Bucht zeigte eines der tragischsten Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkriegs. Am 3. Mai 1945 flog die britische Royal Air Force ihren letzten Großangriff auf eine Kriegsschiffsansammlung in der Ostsee. Dabei bombardierte sie auch die „Cap Arcona", „Thielbeck" und „Athen", die in der Neustädter Bucht vor Anker lagen. Ein tragischer Irrtum, denn an Bord befanden sich mehr als 7000 Häftlinge aus dem KZ Neuengamme, die hier von der SS zusammengepfercht worden waren. Nur 450 Menschen überlebten die Katastrophe, deren Hintergründe lange Zeit ungeklärt blieben. Der Film zeichnet die Ereignisse nach, betreibt Spurensuche und lässt Überlebende – wie den Musiker Francis Akos und den Schauspieler Erwin Geschonneck – zu Wort kommen. Heute geht man davon aus, dass die SS die Schiffe mitsamt den Häftlingen versenken wollte. Sie hatte quasi einen Massenmord in der Ostsee geplant, um die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen. Einige gehen sogar weiter und spekulieren, dass den Briten ganz bewusst eine Falle gestellt worden sei. Die fehlende Markierung der Schiffe sollte den Flugzeugen die "Cap Arcona" als lohnendes Ziel erscheinen lassen.

Am zweiten Veranstaltungstag war die berühmte Verfilmung des gleichnamigen Romans von Bruno Apitz „Nackt unter Wölfen“ von Frank Beyer zu sehen. Kurz vor der Selbstbefreiung des KZ Buchenwald wird ein Kind in das Lager geschmuggelt. Häftlinge, die in der Effektenkammer arbeiten, bemerken das Kind und verstecken es vor dem Zugriff der SS. Nun stehen sie vor der schweren Entscheidung, entweder das Kind auf einen Transport zu schicken und es damit dem sicheren Tod auszusetzen, oder es im Lager versteckt zu halten mit der möglichen Konsequenz, dass die SS dem Lagerkomitee und der

Militärorganisation auf die Schliche kommt, deren Mitglieder sie sind. Schließlich entscheiden sie sich für das Kind und damit für die Humanität. Sie setzen ihr eigenes Leben aufs Spiel, ein Häftling wird bei einem Verhör durch die Gestapo getötet. Am Ende siegen aber die Häftlinge. Sie retten das Kind und können sich vom Joch der SS befreien, noch bevor die Alliierten eintreffen. Der Film besticht durch herausragende Darsteller wie Armin Müller-Stahl und Erwin Geschonneck, der wegen seiner eigenen KZ-Erfahrungen und Leiden zur Annahme der Rolle erst lange überredet werden musste. Die Entscheidung der Veranstalter, die Romanverfilmung von 1963 und nicht die Neuverfilmung von 2015 zu zeigen, bewies politische Einsicht. Die filmischen und politischen Schwächen der Neuverfilmung wie die Relativierung der Selbstbefreiung des KZ Buchenwald, die Herabsetzung des Anteils der Kommunisten am Widerstand im Lager und die mittelmäßigen schauspielerischen Leistungen blieben dem Zuschauer so erspart.

Erwin Geschonneck mit Wassili Bukrejew, einem weiteren Überlebenden von der 'Cap Arcona', Foto aus: Erwin Geschonneck: Meine unruhigen Jahre, Berlin 1984, Bild 25.

nfa

Gedanken zum Tode von Franz-Josef (Jupp) Peine

Am 23.6.2014 feierte die Willi-Bredel-Gesellschaft im Grünen Saal in Ohlsdorf zusammen mit vielen Gästen den 80. Geburtstag ihres langjährigen und fast im ganzen Bezirk Hamburg-Nord bekannten Mitgliedes Jupp Peine. Obwohl es ihm schon damals gesundheitlich nicht gut ging, hofften alle, dass er noch lange sein großes Wissen sowie seine politischen Erfahrungen und Kontakte in die Arbeit der Bredel-Gesellschaft einbringen könnte. Unsere optimistischen Hoffnungen erwiesen sich leider als trügerisch. Am ersten August 2015 schloss er seine Augen für immer. Drei Wochen später nahmen fast 200 Menschen in der Fritz-Schumacher-Halle auf dem Friedhof Ohlsdorf von ihm, einem Urgestein der deutschen Arbeiterbewegung nach 1945, Abschied. Neben seiner langjährigen Lebensgefährtin Katharina, seiner Familie, persönlichen Freunden und Nachbarn nahmen auch viele Mitglieder und Funktionsträger aus der Partei „Die Linke“ und aus seiner Partei, der DKP, der er seit ihrer Gründung 1968 ununterbrochen angehört hatte, teil. Außerdem waren viele Weggefährten aus Initiativen gekommen, in denen Jupp aktiv und anerkannt war, so

Die amerikanische Folksängerin Joan Baez während des Ostermarsches Ruhr, 1966. Foto: Klaus Rose.

auch viele Mitglieder aus der Willi-Bredel-Gesellschaft, Jupps zweiter politischer Heimat. Die Trauerrede hielten drei Freunde Jupps, die zugleich auch politische Weggefährten von ihm waren.

Vera Niazi-Shahabi, die Jupp vor allen Dingen durch gemeinsame politische Arbeit in „der Linken“ im Bezirk Hamburg-Nord kennen gelernt hatte, stellte sehr einfühlsam wichtige Ereignisse aus Jupps Familiengeschichte dar, die ihn prägten. Auch den „ganz privaten Jupp“, wie sie sagte, brachte sie so der Trauergemeinde näher. Wie so viele Kinder seiner Generation verloren Jupp und sein jüngerer Bruder ihren Vater im Zweiten Weltkrieg. Sie waren damals acht bzw. zwei Jahre alt. Die Mutter floh mit den beiden Söhnen aus Gelsenkirchen nach Bayern, da die Industriestadt stark bombardiert wurde. Diese tragischen Ereignisse waren sicherlich ein Hauptgrund dafür, dass sich Jupp sein ganzes Leben lang konsequent für den Frieden einsetzte. So nahm er schon Anfang der sechziger Jahre an dem legendären ersten Ostermarsch im Ruhrgebiet teil. Ostern 1966 demonstrierte er sogar zusammen mit der Folksängerin Joan Baez in Gelsenkirchen. Sie war prominenter Gast der damals dreitägigen Osteraktionen im Ruhrgebiet und trat auch bei einem großen Friedenskonzert in der Essener Gruga-Halle auf. Nicht zufällig begann die Trauerfeier deshalb mit ihrem berühmten „We shall overcome“.

Im zweiten Teil der Trauerrede versuchte ich Jupps politische Entwicklung und einige seiner wichtigsten Aktivitäten kurz darzustellen:

„Jupp war ein durch und durch politischer Mensch, der sich immer engagiert und vorbehaltlos für die Interessen der arbeitenden Menschen einsetzte. Viele von uns haben ihn ‚in Aktion‘ erlebt: im Parlament, in Bürgerversammlungen, im Betriebsrat und in der Gewerkschaft. Mit rhetorischem Geschick und seiner großen Schlagfertigkeit gelang es ihm immer wieder den politischen Gegner erfolgreich zu attackieren und viele Menschen für seine Vorstellungen zu gewinnen. Diese Fähigkeiten wurden ihm als Arbeiterjungen, der in Bayern eine Dorfschule besucht hatte, natürlich nicht in die Wiege gelegt, sondern er musste sie sich in der Praxis hart erarbeiten.

Ein lange gesuchtes Foto: Jupp Peine in Bergmannskleidung (Mitte mit Bart) bei einem Besuch der Zeche „Nordstern“ in Gelsenkirchen. Im Hintergrund der Förderturm des Schachtes I. Foto: Sammlung K. Seifert.

Eine erste politische Prägung erhielt er durch seinen Großvater, der zur

katholischen Arbeiterbewegung gehörte, und bereits während der Weimarer Republik Stadtverordneter der Zentrumspartei in Gelsenkirchen war. Die Nazis sperrten den gläubigen Katholiken und aufrichtigen Antifaschisten ins KZ und misshandelten ihn schwer. Nur durch die Solidarität kommunistischer Mithäftlinge überlebte er und wurde schließlich durch Bischof Hengsbach aus dem KZ geholt. Opa Franz, über den Jupp gern erzählte, veranlasste seinen Enkel schon früh in die Gewerkschaft einzutreten. Jupp zitierte in diesem Zusammenhang gern folgende Mahnung seines Großvaters: „Zahle nicht nur den Beitrag, sondern trage auch etwas bei!“

Der SPD-Politiker Herbert Wehner mit seiner unvermeidlichen Pfeife, 1966, Foto: Bundesarchiv Koblenz.

Diese Worte fielen bei dem jungen Bergmann auf sehr fruchtbaren Boden und er entschloss sich auf seiner Zeche ‚Consolidation 1/6‘ zur Betriebsratswahl für die IG Bergbau zu kandidieren. Die Gewerkschaftsleitung riet ihm allerdings davon ab, da er noch nicht 21 Jahre und somit nicht volljährig war. Ein pfiffiger Gewerkschaftskollege klärte jedoch den jungen Kandidaten darüber auf, dass er längst volljährig sei, da er ja bereits verheiratet wäre. Nun waren alle Hindernisse überwunden und Jupp wurde zum jüngsten Betriebsrat des Ruhrbergbaus gewählt. Seine Kollegen auf dem Schacht hatten für ihn einen Aufsehen erregenden Wahlkampf geführt, bei dem sie u. a. den Förderkorb mit der Parole

‚Noch führt dich der Unternehmer an der Leine, das wird anders, wählst du Peine!‘ in Leuchtfarbe verziert hatten.

Als es im Kohlebergbau immer stärker zu „kriseln“ begann, verließ er 1969 den Bergbau und absolvierte Anfang der siebziger Jahre beim Berufsförderungswerk West-Berlin eine Umschulung zum Industriekaufmann. Nach einigen weiteren beruflichen Stationen begann Jupp 1981 in seinem neuen Beruf bei der Metallhandelsgesellschaft in Ratingen, einer Tochter des Bentele-Konzerns. Auch hier war er unermüdlich für die Gewerkschaft aktiv und steigerte fleißig den Organisationsgrad, auch bei den Angestellten. Es gelang ihm in diesem Betrieb erstmals einen Betriebsrat zu gründen, deren erster Vorsitzender er zehn Jahre lang war. Mit Prinzipientreue und Schlitzohrigkeit vertrat er bis 1994 die Interessen der Belegschaft.

Als wacher politischer Mensch erkannte Franz-Josef schon sehr früh, dass der gewerkschaftliche Kampf nur eine Seite der Medaille ist und durch den politischen Kampf ergänzt werden muss.

Aus dieser Erkenntnis heraus trat er 1954 der SPD bei, die sich damals noch als Arbeiterpartei verstand. Aufgenommen wurde er übrigens von Werner Cichowski, der heute auch hier seinem alten Freund und Genossen die letzte Ehre erweist. Enttäuscht über den rechten Kurs seine Genossen hatten den alten Haudegen im wahrsten Sinne des Wortes zur Weißglut gebracht. 1961 verließ Jupp die SPD und schloss sich der Deutschen Friedens-Union (DFU) an. Einige Zeit später wurde er auch aktives Mitglied der seit 1956 illegal kämpfenden KPD.

Jupp Peine mit seiner langjährigen Lebensgefährtin Katharina Seifert am 80. Geburtstag im Grünen Saal. Im Vordergrund: Günther und Marianne Wilke, 23.6.2014. Sammlung: K. Seifert.

der SPD-Führung (Stichworte: Wiederaufrüstung, Godesberger Programm) suchten die beiden nach marxistischen Alternativen und fanden sie 1960 bei der Friedrich-Engels-Gesellschaft, einer marxistischen Bildungsorganisation, in der linke Sozialdemokraten und Kommunisten zusammenwirkten. Selbst Herbert Wehner gelang es nicht, die linke Opposition in der Gelsenkirchener SPD wieder auf Kurs zu bringen. Im Gegenteil! Bei einer Veranstaltung in der Industriestadt bekam er von Jupp, Werner und anderen linken SPD-Genossen so starken Gegenwind, dass er am Ende der Veranstaltung entnervt vergaß, seine unvermeidliche Pfeife auszumachen und sie glimmend in die Jackentasche steckte. Kurz darauf begann das Jackett zu brennen und Wehner musste die Veranstaltung ohne Jackett verlassen. Jupp und Als 1968 mit der DKP wieder eine legale kommunistische Partei entstand, gehörte Jupp zu ihren Mitbegründern in Gelsenkirchen.

Höhepunkt seines politischen Wirkens war seine langjährige Abgeordnetentätigkeit in der ehemaligen Bergarbeiterstadt Gladbeck. Ob als von allen bürgerlichen Parteien angefeindeter Einzelkämpfer oder als Fraktionsvorsitzender, Franz-Josef verschaffte sich Respekt und vertrat konsequent und offensiv die Interessen der „einfachen Leute“. Seine starke Verankerung spiegelte sich auch in den stets besonders guten DKP-Ergebnissen in seinem Wahlbezirk wider. Eine parteilose Linke, mit der Jupp in verschiedenen Ausschüssen lange zusammenarbeitete, brachte seine kommunalpolitische Arbeit mit den Worten „Er hat nicht nur Spuren hinterlassen, son-

dern ganze Trampelpfade“ auf den Punkt.

…Neben dem Interesse an Geschichte und Politik verband uns beide auch unsere Begeisterung für den Fußball. Bei Jupp, einem echten Schalker, ja kein Wunder. So konnte ich ihn auch für meinen Lieblingsverein SC Sperber begeistern und wir saßen häufig, manchmal auch zusammen mit Holger Schultze, auf der alten Tribüne am Alsterdorfer U-Bahnhof und ärgerten oder freuten uns gemeinsam über die Spiele. Oft wurden im Anschluss die Fußballspiele und aktuelle politische Fragen von uns beim Griechen in der Alsterdorfer Straße noch „nachbereitet“. Der Platz neben mir auf der alten Tribüne wird in Zukunft leider leer bleiben. Traurig, dass es eine Verlängerung nur beim Fußball gibt. Ich hätte sie dir, lieber Jupp, für dein Leben so gewünscht!“

Holger Schultze ging im dritten Teil der Rede schwerpunktmäßig auf Jupps „Hamburger Zeit“ ein:

„…Das Urgestein Jupp verließ den Ruhrpott und zog nach Hamburg, wo er seine neue Heimat fand – privat und politisch. Was charakterisiert ein Urgestein: urwüchsig, ursprünglich, unbestechlich und authentisch, mit Ecken und Kanten. Das war der kämpferische Jupp, der zur Wohngebietsgruppe Fuhlsbüttel-Langenhorn der DKP kam. Er brachte seine Erfahrungen und Ideen in die Arbeit ein….Er sorgte als DKP-Kandidat auf der Liste der Linkspartei dafür, dass nach Jahrzehnten wieder ein Kommunist in ein Hamburger Bezirksparlament einzog. Zusammen mit anderen Genossen… war seine Stimme als Fürsprecher der arbeitenden Menschen in den Ausschüssen und Versammlungen nicht zu überhören. Sein diebisch-verschmitztes Lächeln klingt immer noch nach, wenn er den Herrschenden oder dem politischen

Franz-Josef Peine im Gespräch mit dem 2013 verstorbenen stellvertretenden Ortsamtsleiter und späteren Regionalbeauftragten von Langenhorn-Fuhlsbüttel Karl-Heinz Dittmann, 12.9.2009. Foto: Holger Tilicki.

Historisches Vereinsemblem des Alsterdorfer Traditionsvereins SC Sperber von 1898. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

Gegner ein Schnippchen schlagen konnte. Wer die Wochenendausgabe der „jungen Welt“ vom 15./16. August aufschlug, konnte auf der Traueranzeige der Linken dieses schelmische Lachen auf einem Foto von Jupp noch einmal sehen…. Unvergessen seine Auftritte als Richter im Stück „Kriegsgericht“, als es um die Deserteure ging, und sein engagierter Einsatz für die Rettung des Freibades Ohlsdorf.

Den Schlagabtausch, das Austeilen und Einstecken verlagerte Jupp zwar vom Boxring in die politische Arena (Jupp boxte in seiner Jugend bei Schalke 04! Anm. H.K.M.), er blieb dem Sport aber verbunden und drehte joggend seine Runden. Seine Solidarität galt den Läufern des Hamburg-Marathons, speziell, wenn ein Genosse wie ich teilnahm. Nach einigen Jahren des Anfeuerns auf der Höhe „Am Hasenberge“ ergab sich im letzten Jahr eine richtige Jupp-Idee. Klaus Struck und ich wurden abgefangen und ehe wir uns versahen, trugen wir ein Transparent „Rettet das Freibad Ohlsdorf“ auf der Laufstrecke. Die Menge am Straßenrand applaudierte und der Reporter eines Radiosenders berichtete euphorisch über dieses Ereignis. Trotz aller Kämpfe ist Jupp und der Initiative die Rettung nicht gelungen, aber sie konnten die Pläne von „Bäderland“ für sieben Jahre durchkreuzen und verzögern.

…Sein erfülltes Leben ging am ersten August zu Ende. Ich hatte noch die Möglichkeit, mich von Jupp zu verabschieden. Schmerzvoll angesichts der menschlichen und politischen Lücke, die er hinterlässt, aber auch gleichzeitig erleichtert, wie entspannt und gelöst er aussah. Ich bin froh und stolz, dass ich ihn als Freund, Kampfgefährten und Genossen neben mir hatte….Ein Kämpfer für eine bessere Welt ist von uns gegangen, aber damit ist der Kampf nicht zu Ende.“

Dieses Foto erinnerte während der Trauerfeier am 21.8.2015 in der Fritz-Schumacher-Halle auf dem Friedhof Ohlsdorf an Jupp Peine. Foto: Sammlung K. Seifert.

Nach Holgers bewegenden Worten erklang das alte Lied der Arbeiterbewegung „Auf, auf zum Kampf“, das von vielen mitgesungen wurde.

Hans-Kai Möller

Teil 2 und Teil 3 der Trauerrede von Hans-Kai Möller bzw. Holger Schultze wurden um einige, vorwiegend sehr persönliche Passagen gekürzt.

Promotion mit 102 Jahren

Ingeborg Rapoport durfte als Jüdin 1938 ihre Doktorarbeit an der Medizinischen Fakultät des UKE Hamburg nicht verteidigen. Erst in ihrem „vierten Leben“ erhielt sie 2015 im Alter von 102 Jahren ihren Doktortitel mit Auszeichnung.

Den Namen Rapoport hörte ich bereits vor Jahrzehnten. Einige meiner Freunde gingen in den 1950er und 1960er Jahren mit ihren Kleinen zur Vorsorge oder Behandlung in die Kindersprechstunde an der Berliner Charité, die Ingeborg Rapoport von 1958 bis zu ihrer Emeritierung 1973 abhielt. Die Mütter waren voll des Lobes über die menschlichen und medizinischen Qualitäten „ihrer“ Frau Doktor.

Mehr wusste ich bis dahin nicht über sie.

Als im Jahre 1997 ihre Erinnerungen „Meine ersten drei Leben“ erschienen, kaufte ich mir das Buch sofort und erfuhr, dass sie ihre Kindheit und Jugend in Hamburg verlebt hatte und zwar ganz in meiner Nähe, im Loogestieg, bis sie 1938 in die USA emigrieren musste. Aus ihren Erinnerungen erfuhr ich, dass ihr in Hamburg abgeschlossenes Medizinstudium in den USA nicht anerkannt wurde und wie sie ihren Mann Samuel Mitja kennen lernte, einen Biochemiker und bekennenden Kommunisten, der aus Wien wegen der zunehmenden Faschisierung ebenfalls in die USA flüchten musste.

Die Verfolgungen in der McCarthy-Zeit und eine Vorladung vor den „Ausschuss für unamerikanische Betätigung“ hatten ihre Existenz in den USA bedroht und die fünfköpfige Familie flüchtete nach Wien. Aber dort gab es für die Wissenschaftler keine Arbeitsmöglichkeit. Ingeborg schreibt: „McCarthy erreichte uns auch in Wien“. Nach Deutschland wollte Ingeborg zunächst auf keinen Fall zurück, aber dann bot ihnen die DDR eine neue Existenz und 1952 begann das „dritte Leben“ der Rapoports: Eine fast 40 Jahre dauernde erfolgreiche und befriedigende ärztliche und wissenschaftliche Tätigkeit im „anderen Deutschland“.

Als Ingeborg ihre Erinnerungen aufschrieb, lebte Mitja noch. Er starb am 7. Juni 2004. Ich las seine Todesanzeige im „Neuen Deutschland“ Damals war Ingeborg 92 Jahre alt. Ich fragte mich manchmal: ob sie wohl noch lebt? Und dann entdeckte ich plötzlich am 20. Mai 2015 in der „jungen Welt“ einen Artikel mit der Überschrift: „Magna cum laude. Nach 78 Jahren: Die 102-jährige Kinderärztin, Antifaschistin und ehemalige DDR-Bürgerin Ingeborg Rapoport erhält ihren von den Nazis verwehrten Doktortitel mit Auszeichnung.“

Auslöser für dieses ungewöhnliche Ereignis war ihre Autobiographie, die dem Dekan der Medizinischen Fakultät des UKE, Professor Uwe Koch-Gromitz, zufällig in die Hände fiel.

1938 wurde Ingeborg Syllm die Verteidigung ihrer Doktorarbeit unmöglich gemacht „wegen der geltenden Gesetze und ihrer Abstammung“ – ihre Mutter war Jüdin. Die Verteidigung erfolgte 78 Jahre später in ihrem eigenen Wohnzimmer; sie lebt noch immer in dem Haus, das die DDR ihrer Familie

1952 zur Verfügung gestellt hatte. Eine dreiköpfige Prüfungskommission unterzog die Ärztin einer fast einstündigen Befragung. Koch-Gromitz äußerte sich: „Nicht nur unter Berücksichtigung ihres hohen Alters war sie einfach brillant. Wir

Buchumschlag der 2. Auflage, 2002

waren beeindruckt von ihrer intellektuellen Wachheit und sprachlos über ihr Fachwissen – auch im Bereich moderner Medizin."

Die Kinderärztin hatte sich intensiv auf die Verteidigung vorbereitet. Da sie fast blind ist, beauftragte sie Freunde und ehemalige Kollegen Fachtexte aufzutreiben und im Internet „nach allem zu googeln", was an aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen wichtig war – um es ihr dann am Telefon vorzulesen. Die Wochen vor der Prüfung waren eine Herausforderung für sie, denn sie wollte „die drei Professoren, die extra aus Hamburg gekommen waren, keineswegs enttäuschen". Allerdings wurden in der Vorbereitungszeit die lange verschütteten Erinnerungen an die Scheußlichkeiten der faschistischen Zeit insbesondere an der Universität wieder wach: Die krakeelenden braunen Studenten, die jüdische oder „halbjüdische" Professoren in den Selbstmord trieben. „Fast der gesamte Lehrkörper ist dann naziverseucht gewesen".

In einer Festveranstaltung im Erikahaus des UKE am 9. Juni 2015 wurde Ingeborg Rapoport die Promotionsurkunde feierlich überreicht. Als die Ärztin ans Mikrofon trat, war das für die 150 Anwesenden ein emotionaler Moment, als sie mit fester Stimme sagte: „Ich möchte mich bedanken, auch im Namen derjenigen, die diesen Tag nicht erleben und ähnliches wie ich erlebt haben – und viel Schlimmeres!" Viele der Anwesenden schämten sich ihrer Tränen nicht. Leider konnte ich wegen eines Krankenhausaufenthaltes nicht an diese Feierstunde teilnehmen. Deshalb schrieb ich ihr einen langen Brief, um ihr zu versichern, wie groß die Anteilnahme an ihrem Leben auch außerhalb der offiziellen Ehrungen ist. Und dass die Wertschätzung ihres „dritten Lebens" in der DDR vielen Menschen Mut gibt, das „vierte Leben" nach der „Wende" von 1989 zu ertragen.

Groß war meine Freude, als ich im Juli auf meinem Anrufbeantworter ihre Stimme hörte:

„Hier ist Inge Rapoport aus Berlin. Ursula? Ich würde gern in telefonischen

Kontakt mit dir treten. Ich habe schon sehr versucht, wie ich das rauskriege, dich zu erreichen. Und vielen Dank für den schönen Brief.“ Am 15. Juli hatten wir dann ein langes, wunderbares Gespräch. Sie wollte vor allem etwas darüber wissen, wie der Stadtteil heute aussieht, in dem sie gelebt und studiert hatte, ob denn die alte Schmiede noch steht, an der sie auf ihrem Schulweg immer Halt machte. Leider konnte ich viele ihrer Fragen nicht beantworten.

Sie schreibt über ihre Zeit in der DDR: „Es war eine Zeit des Lernens und auch vieler Initiativen für die ständige Verbesserung des Gesundheitswesens, eine Zeit, wie ich sie nie zuvor und auch später nicht mehr erlebt habe.“ Der Charité hat sie sich auch über ihre Emeritierung 1973 hinaus bis zur „Wende“ zugehörig gefühlt.

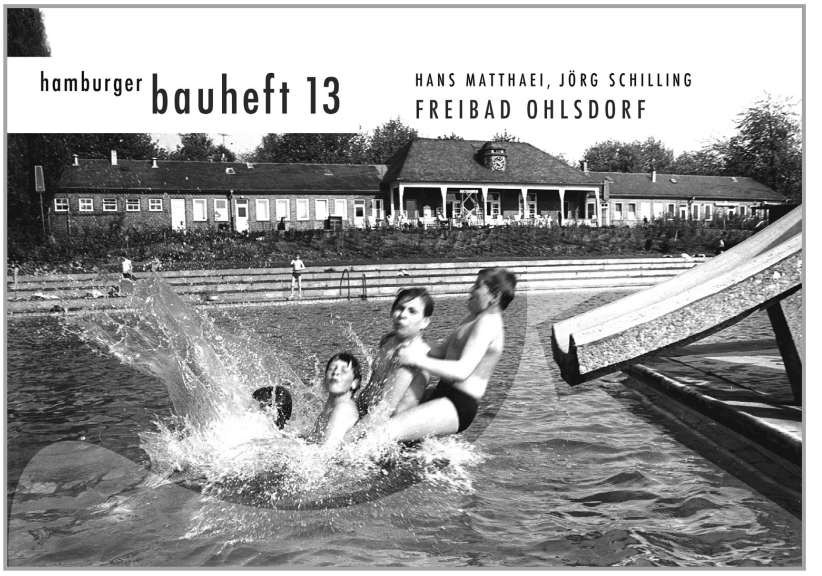
Mit dem Ende der DDR begann Ingeborg Rapoports „viertes Leben“. Wenn sie an diese Zeit denkt, ist sie traurig und wütend. Sie hat das Gefühl „aus dem dritten in den Rückwärtsgang geschaltet zu haben. Nie hätte ich gedacht, noch einmal eine solche Flut von Berufsverboten, die massenhafte Vernichtung von Existenzen und Verachtung von Talenten zu erleben, mehr als 45 Jahre nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus und 40 Jahre nach der McCarthy-Ära der USA“, schreibt sie in ihrer Autobiographie. „Nach wie vor glaube ich, dass der Sozialismus die bisher höchste Stufe aller Gesellschaftsordnungen ist.“

Inge empört sich auch über die jahrzehntelangen Bemühungen, die DDR als Unrechtsstaat darzustellen. Sie ist der Auffassung, dass die Bezeichnungen „Unrechtsstaat“ und „Diktatur“ für die DDR gefährliche Wegbereiter dafür sind, sie mit dem faschistischen Mörderregime gleichzusetzen. In ihren Erinnerungen analysiert sie die menschenverachtenden Methoden der Unrechtsstaatkampagne: *„Eimer- oder tropfenweise dringt es in die Menschen. Im Fernsehen, in Talkshows, in Romanen und öffentlichen Reden, ‘Stasi‘-Beschuldigungen und -Verleumdungen, ‘Analysen‘, selbst Krimis. Manchmal erfolgt es in massiven Dosen, meist aber in winzigen, bestenfalls gedankenlosen, häufig aber zutiefst bewussten, gezielten Einspritzungen. Alles das hat ein Ziel: Die Menschen zu überzeugen, das erste große sozialistische Experiment sei durch sich selbst misslungen, habe sich prinzipiell als unfähig erwiesen, eine gerechte Weltordnung zu schaffen. Man nutzt dieses Prädikat ‘Unrechtsstaat‘ wie ein Pfeilgift zur Lähmung des freien Menschengeistes. Damit ja niemand den Kopf hebt, sich umsieht und herausfindet, was gut und menschenwürdig an der DDR war, damit man nicht ausspäht nach einem besseren Weg.“*

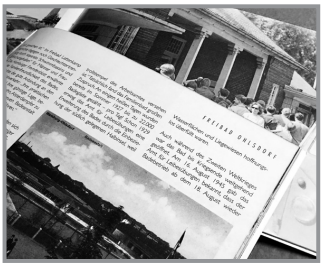
Ursula Suhling

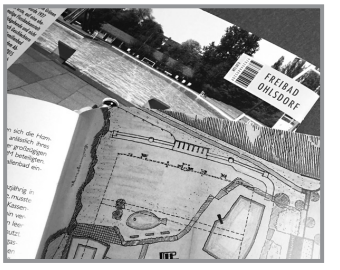
Lesetipp:
Ingeborg Rapoport, Meine ersten drei Leben, 2. Auflage, Berlin 2002.

Anzeige



Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich mit Hilfe von sozialhygienischen Bestrebungen die heute selbstverständlich erscheinende (Frei-) Badekultur.
An der Alster „Im Grünen Grunde" wurde 1927 das erste, auf eine ehemalige Flussbadeanstalt zurückgehende und nicht mehr nach Geschlechtern getrennte Familienbad eröffnet. Nach dem Abriss des Freibades 2015 erinnert heute nur noch das von Fritz Schumacher entworfene Eingangsgebäude an Bade- und Erholungsfreuden in erfrischendem Wasser, auf einladenden Wiesen, unter freiem Himmel.





Nr. 13 aus der Reihe *hamburger bauhefte*, ISBN-Nummer: 9-783944-40520-9, € 8,00
Erhältlich im Buchhandel oder direkt zu bestellen unter: **www.schaff-verlag.de**

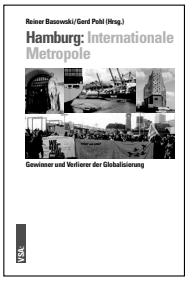
schaff

Anzeige

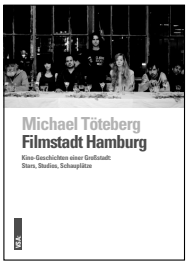
VSA: Erinnern, gedenken, genau hinsehen

Ursula Suhling
999er Strafsoldaten – deportiert vom Hannoverschen Bahnhof
Hamburger Antifaschisten in Wehrmachts-Uniform
80 Seiten | € 8.00
ISBN 978-3-89965-613-8
Ursula Suhling fordert, die Deportierten des »Bewährungs«-Bataillons 999 in Hamburg in die offizielle Gedenkeinrichtung am Lohseplatz, Vorplatz des ehemaligen Hannoverschen Bahnhofs in der Hafencity, aufzunehmen. Ihre Namen sind in diesem Band erhalten, in dem die Bildung der Sondereinheiten der Deutschen Wehrmacht, insbesondere des Bewährungsbataillons 999, erläutert und in den Zusammenhang der Gedenkkultur gestellt wird.

Ursel Hochmuth / Ursula Suhling
Ehrenfeld für Verfolgte der NS-Herrschaft
Eine Begräbnis- und Gedenkstätte der Geschwister-Scholl-Stiftung auf dem Ohlsdorfer Friedhof
136 Seiten | Fotos | € 9.80 | ISBN 978-3-89965-526-1



Reiner Basowski/ Gerd Pohl (Hrsg.)
Hamburg: Internationale Metropole
Gewinner und Verlierer der Globalisierung
176 Seiten | € 14.80
ISBN 978-3-89965-708-1
Hamburg und die globale Handelsliga – wer bleibt auf der Strecke?



Michael Töteberg
Filmstadt Hamburg
Kino-Geschichten einer Großstadt: Stars, Studios, Schauplätze
352 Seiten | viele Farbfotos | Hardcover | € 19.80 | ISBN 978-3-89965-578-0
Hamburg ist, wenn man anfängt sich umzusehen, überall Film. Polizeirevier Davidswache, Nordsee ist Mordsee, Das Beil von Wandsbek und natürlich Große Freiheit No. 7. Doch Hamburg ist nicht nur Schauplatz und Drehort: Die Filmhistorie erschließt eine Kulturgeschichte, die weitgehend unbekannt und oft kurios ist. Nicht zu kurz kommt in diesem Buch die Rolle der Filmstadt in der Nazizeit, vor deren Ende z.B. noch das Schauspielhaus zu Hamburgs »neuestem Lichtspielhaus« erklärt wurde. Es sei damit, so las man im Feuilleton, »mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie ehemals seine Künstler und Techniker in den Kriegsdienst getreten«. Nach dem Krieg flüchteten viele ins Kino als Traumwelt...

L. Joseph Heid
Peter Blachstein
Von der jüdischen Jugendbewegung zur Hamburger Sozialdemokratie. Biographie eines Sozialisten (1911-1977)
Hrsg. von der Galerie Morgenland/Geschichtswerkstatt Eimsbüttel
392 Seiten | Hardcover | mit Fotos | € 29.80
ISBN 978-3-89965-612-1

Stefan Romey
Ein KZ in Wandsbek
Zwangsarbeit im Hamburger Drägerwerk
Erweiterte Neuausgabe
Hrsg. vom Freundeskreis der KZ-Gedenkstätte Neuengamme
192 Seiten | April 2016
€ 16.80 | ISBN 978-3-89965-707-4
Ein langer Weg zu einem würdigen Gedenkort.

Unsere Bücher gibt es im Buchhandel oder direkt bei:
VSA: Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
D-20099 Hamburg
info[at]vsa-verlag.de
Mehr Infos/Leseproben:
www.vsa-verlag.de

Impressum

ISSN 2192-9599

Herausgeber
Willi-Bredel-Gesellschaft
Geschichtswerkstatt e.V.
Im Grünen Grunde 1b
22337 Hamburg
Tel (040) 59 11 07

eMail
willi-bredel-gesellschaft@t-online.de

web www.bredelgesellschaft.de

Öffnungszeiten Di. 15–18 Uhr und nach Vereinbarung

Bank Hamburger Sparkasse
IBAN DE49 2005 0550 1057 2101 04
BIC HASPDEHHXXX

Verantwortlicher Redakteur Holger Tilicki, Im Grünen Grunde 1b, 22337 Hamburg

Redaktion Hans Matthaei, Hans-Kai Möller, Holger Tilicki, Herbert Schneider

Koordination Holger Tilicki

Druck A. S. Müller Sofortdruck GmbH, Papenreye 17, 22453 Hamburg

Auflage 1.200

Gefördert von der Freien und Hansestadt Hamburg, Bezirksamt Hamburg-Nord

Artikel von Gastautoren spiegeln nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wider.

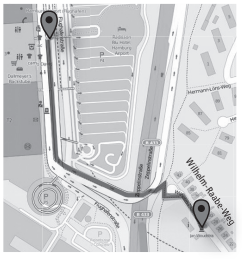
DAUERAUSSTELLUNGEN
in den Zwangsarbeiterbaracken am Flughafen

Zwangsarbeit

im Norden Hamburgs
1943 – 1945

Die Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V. hat die letzten weitgehend im Originalzustand erhaltenen Zwangsarbeiterbaracken Hamburgs vor dem Abriss gerettet und dort drei anschauliche Dauerausstellungen über Zwangsarbeit eingerichtet.

Weg vom S-Bahnhof
Flughafen zum
Zwangsarbeiterlager
Wilhelm-Raabe-Weg 23



Karte aus www.openstreetmap.org

Leidensweg und Behauptung
Matla Rozenberg

Tschenstochau

Ghetto Lodz

Auschwitz

Außenlager Dessauer Ufer (Hamburg)

KZ Sasel

Bergen-Belsen

Öffnungszeiten 2016:

Jeder erste Sonntag im Monat, 14 – 17 Uhr, Fuhlsbüttel, Wilhelm-Raabe-Weg 23, Nähe Flughafen

3. Januar
7. Februar
6. März
3. April
1. Mai
5. Juni
3. Juli
7. August
4. September

Sonderöffnung
11. September
Tag des offenen Denkmals

2. Oktober
6. November
4. Dezember

Informationszentrum über Zwangsarbeit in Hamburg
Zwangsarbeiterlager Wilhelm-Raabe-Weg 23

Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V.
Im Grünen Grunde 1 b
22339 Hamburg
Tel. 040 / 59 11 07
www.bredelgesellschaft.de